12

D III 2
5752
4
Coburger Landes-Bücherei

Feierstunden

von

Alexander von Einsiedel.

H.S.C. BIBLIOTHEK COBURG

Chemnitz,
bei Carl Maucke.
1810.

An das Publikum.

Diese Sammlung kleiner Erzählungen entstand nach und nach, so wie sich der Stoff zu einer jeden mir darbot. Sie lag Jahre lang in meinem Pulte verschlossen, und gerechte Richter mögen entscheiden, ob es nicht vielleicht besser gewesen, sie für immer dort zu vergraben.

Indem ich aber jetzt die Kinder meiner Muße in die Welt treten lasse, finde ich es für nöthig, einige Worte zu sagen

)(*

über die Ansprüche, zu welchen ich sie berechtige.

Nicht alle derselben gehören mir ganz eigenthümlich an; dreie derselben sind aus fremdem Boden in den vaterländischen verpflanzt. Ueber diese zuerst einige Worte.

Ob die Novelle des Machiavell, die im Original den Titel Belfagor führt, je in teutsche Sprache übersetzt, oder nachgebildet ward, ist mir völlig unbekannt. Ich war wenigstens, als ich sie übersetzte, der Meynung, dem teutschen Leser etwas Neues zu geben.

In eben dem Falle befand ich mich bei der Novelle des Florian.

Daß aber die schöne Episode in Tasso's unsterblichem Gedichte, nach wel-

cher ich die Erzählung — das geraubte Marienbild — formte, durch mehrere Uebersetzungen des befreiten Jerusalems bekannt sey, konnte mir nicht unbekannt seyn. Allein ich weiß, wie selten Leser — die bloß Unterhaltung im Lesen suchen, Uebersetzungen von Gedichten so ernsthafter Art dazu wählen; ich durfte also wohl mit Gewißheit annehmen, daß dem größten Theile der eleganten Lesewelt der Stoff unbekannt, und meine Erzählung neu seyn werde.

Ich komme nun auf jene Stücke dieser Sammlung, die mir eigenthümlich angehören.

Die beiden Erzählungen, Cornifiz von Ulefeld und die Grafen von Oldenburg, sind genau nach der Geschichte be-

arbeitet, aus der ich sie entlehnte. Eine Biographie des Grafen Ulefeld gab uns zwar schon Mursinna, 1790. Allein sie ist größtentheils nach ältern französischen Lebensbeschreibungen dieses merkwürdigen Mannes bearbeitet, welche mehr historische Romane als wahre Geschichte, und von Unrichtigkeiten keinesweges frei sind. Ich hielt mich streng an die historische Wahrheit, wie ich sie vorfand.

Mariane Sellier hat in Paris unter Ludwig XIV. gelebt, und ihre Schicksale finden sich, genau wie in meiner Erzählung, in einigen französischen Memoiren aus jener Zeit.

Der Stoff zu der Erzählung Amalfried und Radegunde gab mir die thürin-

gische Geschichte, an welche ich mich übrigens bei der Bearbeitung nicht genau band.

Ich habe gesagt, was ich für nöthig hielt, indem ich zum erstenmale vor dem großen Publikum der Lesewelt auftrete.

Alexander von Einsiedel.

Inhalt.

Die Hölle auf Erden, nach Machiavell. S. 1
Das geraubte Marienbild, nach Tasso. — 33
Seliko, nach Florian. — — — 59
Graf Cornifiz von Ulefeld. — — 89
Die Grafen von Oldenburg. — — 135
Mariane. — — — — 155
Amalfried und Radegunde. — — 183

Die
Hölle auf Erden.

Die Hölle auf Erden,

eine Novelle aus dem 13ten Jahrhunderte; nach Machiavelli.

Machiavelli, einer der größten und edelsten Männer aller Zeiten, hatte das traurigste Loos, welches nur jemals irgend einen berühmten Mann betraf. Er ward verfolgt, verbannt, gefoltert, ja nach seinem Tode noch geschmäht und verkannt. Dem großen Haufen gilt Machiavell noch jetzt für den Schöpfer einer despotischen, trügerischen Staatskunst, für den Verfechter des Despotismus; er, den Freiheitsliebe auf die Folter brachte, dessen sämmtliche Schriften, selbst den verschrienen Principe mit eingerechnet, wenn man von der wahren Tendenz

desselben ausgeht, den edelsten Freiheitsgeist und den ungemessensten Tyrannenhaß athmen. Unter den mancherlei Leiden, die diesen unglücklichen, eines bessern Schicksals würdigen, Mann so schwer betroffen, war auch eine sehr unglückliche Ehe, die ihn, wie man glaubt, bestimmte, in folgender Novelle ein Bild davon zu entwerfen. Wenn es auch nicht ganz ausgemacht ist, ob diese Vermuthung Grund habe, oder nicht; so hat sie doch wenigstens sehr viel Wahrscheinliches für sich, da diese Novelle die einzige, und überhaupt das einzige satyrische Stück ist, welches aus seiner Feder floß; und da andrerseits seine unglückliche Ehe historisch gewiß ist. — So viel über die Entstehung dieses Stückes, dessen Stoff Machiavell aus den alten florentinischen Annalen genommen zu haben vorgiebt.

Seit langer Zeit war es den Richtern der Unterwelt, Minos, Aeakus und Rhada-

manthus, aufgefallen, daß die Seelen der Verdammten bei ihren Verhören sich größtentheils auf ihre Weiber ausredeten, und diesen die größte Schuld ihrer Verbrechen beimaßen. Selbstmord, Raub, Todtschlag, Betrug, Diebstahl und Verrath kamen gewöhnlich auf Rechnung der Untreue, des Uebermuthes, des Eigensinns, der Verschwendung und des übeln Betragens der Weiber; es ward selten ein Verbrechen vor dem Richterstuhl der Unterwelt untersucht, an welchem nicht ein Weib mehr oder weniger Antheil gehabt hätte.

Die strengen, unbestechlichen Richter zweifelten lange an der Wahrheit dieser gräßlichen Beschuldigungen des weiblichen Geschlechts, und hielten dieselben für baare Verleumdung; allein die Klagen wurden immer heftiger, immer dringender und mehrere verdammte Seelen klagten laut über Ungerechtigkeit, daß man sie Verbrechen abbüßen lasse, deren größter Theil auf Rechnung ih-

rer Weiber käme; daß man sie in der Unterwelt noch strafe, da doch ein böses Weib schon die Hölle auf Erden sey. So bittere Klagen und Beschuldigungen der Ungerechtigkeit machten endlich die Höllenrichter aufmerksam, sie erstatteten an Pluto, den Beherrscher der Unterwelt, ihren dienstmäßigen Rapport, mit beigefügter Bitte um Verhaltungsbefehle. Monarchen haben von Zeit zu Zeit gewisse herrschende Lieblingsideen, welche dann immer mächtigen Einfluß auf ihre Handlungsweise und dadurch auf Wohl und Wehe des Staates haben. Der Herrscher der Hölle hatte sich aber eben damals in den Kopf gesetzt, für unerbittlich gerecht zu gelten, so daß jener Rapport zu keiner gelegenern Zeit hätte in seinem Kabinette eintreffen können. Welch eine schöne Gelegenheit bot sich dem Höllengott dar, seinem ganzen Reiche ein glänzendes Beispiel seiner Gerechtigkeitsliebe zu geben!

Er entbot alle Fürsten der Finsterniß zu

einem feierlichen Staatsrathe unter seinem Vorsitze. Nachdem er gehörig lange sich hatte erwarten lassen, bestieg er endlich den Thron, von dessen Stufen sein Premierminister eine zierliche Rede ablas, denn auch in der Hölle ist es gewöhnlich, daß die Fürsten nicht selbst reden, und die Minister nicht memoriren. Mit großem Rednerpomp ward der hohen Versammlung der Zweck ihrer Zusammenberufung angekündigt, die seltene Gerechtigkeitsliebe ihres Monarchen in das gehörige Licht gesetzt, und ihnen aufgetragen, in dieser wichtigen Angelegenheit unverhohlen ihre Meinung zu sagen. Es war aber in dieser furchtbaren Versammlung eben der Fall, welchen wir so häufig auf der Oberwelt sehen: die größere Hälfte derselben bestand aus bloßen Jaherrn, die willig und gern alles genehmigten, was die andere von ihnen genehmigt wissen wollte, und diese letztere war wiederum durch unzählige kleine Bande so an den Hof gefesselt, daß sie sich

nicht erkühnen durfte, etwas anders in Vortrag zu bringen, als was ihr aufgegeben war. Den Wünschen des höllischen Hofes gemäß, fiel denn der allgemeine Beschluß dahin aus, daß man nicht länger gleichgültig gegen jene Beschuldigungen der Weiber seyn könne, indem sonst leicht der Ruf von unbestechlicher Gerechtigkeit sich verlieren möchte, welcher das Tribunal des erhabenen Herrschers der Unterwelt bis jetzt so rühmlich ausgezeichnet habe. Man müsse vielmehr alles anwenden, um auf den Grund dieser Beschuldigungen zu kommen, damit man bei den Urtheilssprüchen über die neuankommenden Seelen darauf Rücksicht nehmen könne. Nur war man über die Art und Weise noch nicht einig, wie man die Wahrheit ergründen könne. Einige schlugen vor: mehrere Seelen, die dergleichen Klagen gegen die Weiber erhoben hatten, auf die höllische Folter zu spannen, um zu sehen, ob sie dann noch auf diesen Aussagen beharren würden.

Andere hingegen, vom Hofe gestimmt, verwarfen dieses Mittel, als der Gerechtigkeitsliebe widersprechend, welche damals das Spielwerk des Höllengottes war. Sie brachten dagegen in Vorschlag: einen aus ihrer Mitte auf die Erde abzuschicken, der menschliche Gestalt annehmen, heirathen und mit seinem Weibe 10 Jahre leben solle, in welchen zehn Jahren aber er allen Leidenschaften, Schwachheiten und Schicksalen der Menschen unterworfen seyn müsse, um die Leiden und Freuden des Ehestandes ganz beurtheilen zu können. Man bewunderte die Weisheit dieses Vorschlages, der sogleich die allerhöchste Sanktion erhielt, und schritt auf der Stelle zur Ausführung. Neue Schwierigkeiten entstanden nun über die Wahl dieses Abgesandten, da mehrere, auf welche die Wünsche des Hofes fielen, diese Ehre unter dem Vorwande ablehnten, daß es ihnen unmöglich sey, sich von der geheiligten Person ihres Monarchen zu trennen; man sah

sich endlich genöthigt, das Loos entscheiden zu lassen. Es fiel auf Belfagor, einst vor dem Falle Erzengel, dermalen Erzteufel, einen der listigsten und verschmitztesten Höflinge des höllischen Hofes. Er erhielt seine Instructionen und 100,000 Ducaten aus der höllischen Schatzkammer; jedoch mit dem Bedeuten, daß er auf nichts weiter zu rechnen habe, falls diese Summe vor Ablauf der zehen Jahre seiner Erdenwanderschaft zu Ende gehen sollte. So ausgerüstet und bekleidet mit der schönsten Form eines Mannes von etwa 30 Jahren, betrat Belfagor die Oberwelt und wählte Florenz zu seinem Aufenthalt.

Mit einem zahlreichen Gefolge vermummter Teufel und mit schimmernder Pracht trat er dort auf, unter dem Namen Don Pedro Alfonso Roderigo, aus Kastilien, und bezog ein prächtiges Haus in der Vorstadt Allerheiligen. Er war angeblich erst seit kurzer Zeit aus Spanien abgereiset; war von dort nach Syrien gegangen; hatte in Aleppo

durch Handlungsspekulationen sein Vermögen erworben, welches er nun im Genusse aller Annehmlichkeiten in dem lieblichen Florenz verzehren wollte. Don Roderigo, der mit einer schönen Figur noch überdieß so glänzende Vorzüge vereinigte, mußte nothwendig unter den Schönen von Florenz nicht wenig Aufsehen und geheime Wünsche erregen. Er ward einstimmig für die beste Partie erklärt: die Väter und Brüder mußten seine Freundschaft suchen; die Mütter wetteiferten, ihn zuvorkommend zu behandeln, und die Töchter erhielten von den erfahrnen Müttern Verhaltungsbefehle zum Angriffe auf sein Herz. Kaum fand Roderigo Zeit zu schlafen und auszuruhen von allen den größern und kleinern Festen, die man ihm gab. Hätte er nicht den strengsten Befehl von seinem Souverain gehabt, so bald als möglich zu wählen, er würde wahrscheinlich so spät als möglich gewählt haben, um desto länger alle die Annehmlichkeiten zu genießen, wo-

mit man auf Erden von allen Seiten einen reichen, heirathslustigen jungen Mann überschüttet. Er gestand auch wirklich seinem Kammerdiener, daß man auf diese Art sehr leicht den Hof der Unterwelt vergessen könne. Allein er durfte nicht länger zaudern, die Absicht seiner Sendung zu erfüllen. Seine Wahl fiel auf Onesta, die Tochter des Amerigo Donati, eines florentinischen Edelmannes, eben so reich an Ahnen als arm an Ducaten. Außer dieser Tochter hatte er noch drei andere heirathsfähige und drei Söhne. Onesta aber war eine der ersten Schönheiten ihrer Zeit, und vor der Hochzeit so sanft und demüthig, wie ein Lamm; so daß Roderigo, der, wie schon gesagt, mit der menschlichen Form auch alle menschliche Schwachheiten angenommen hatte, an ihrer Seite der Seligkeit der Seraphim und Cherubim spotten zu können glaubte, die er bis dahin hatte beneiden müssen.

Er gab eine prächtige Hochzeit und rich-

tete überhaupt sein Hauswesen auf den glänzendsten Fuß ein, da er für Pracht und Aufwand sehr viel Neigung hatte, worin ihn der Stolz und die Eitelkeit seiner Frau noch mehr bestärkte. Roderigo empfand überhaupt sehr bald die ganze Stärke menschlicher Schwachheiten. — Er faßte die glühendste Leidenschaft für seine schöne Onesta, wodurch es ihm unmöglich ward, ihr irgend einen Wunsch abzuschlagen, mochte die Erfüllung desselben auch noch so kostspielig seyn. Kaum sah sich aber Onesta in den Rechten der Hausfrau, kaum bemerkte sie die Macht ihrer Reize über den schwachen Roderigo, so ließ sie ihn auch ihren Stolz, ihre Herrschsucht und ihre Launen in so vollem Maaße empfinden, daß Roderigo bei seiner Rückkehr zur Unterwelt den Stolz und die Launen des Herrschers der Hölle erträglicher fand, als jene seines schönen Weibes auf Erden. Wagte er es ja einmal, seiner Hausehre irgend etwas zu verweigern, so mußte er eine Be-

handlung erdulden, so arg, wie sie nur immer ein Satrap der Hölle seinen dienstbaren Geist empfinden läßt; auch er mußte endlich jene große Kunst erlernen, die kein Ehemann auf Erden entbehren kann, — schweigen und dulden. —

Nicht zufrieden, durch ungeheuern Aufwand sein Vermögen zu versplittern, jede ihrer Launen zu befriedigen, jede neue Mode in Kleidern und Hausgeräth anzuschaffen; zwang seine strenge Gebieterin ihn noch überdieß, um des lieben Hausfriedens willen, ihre ganze Familie zu seinem Nachtheil auszustatten. Er mußte ihre drei Schwestern verheirathen und ihnen die Hochzeiten ausrichten; er mußte einen ihrer Brüder auf seine Kosten mit Tüchern in die Levante, einen andern mit Seidenwaaren in die Abendländer schicken; und den dritten endlich in Florenz etabliren.

Ueberdieß suchte Onesta einen besondern Stolz darin, bei den Festen, die man sich

nach alter Sitte in Florenz zum Carneval und zum Johannisfest zu geben pflegte, alle übrigen Häuser an Pracht und Aufwand zu übertreffen. Roderigo mußte um des Hausfriedens willen schweigen, so sehr auch alle ihre Verschwendungen und großen Ausgaben sein Vermögen zerrütteten. Glücklich wäre bei alle dem der arme Roderigo noch gewesen, hätte er können das Ende seines Vermögens und seiner Prüfung ruhig und in Frieden abwarten; und hätte seine Onesta sich bemüht, ihm die Sorgen und den mannichfachen Kummer, den sie ihm durch ihre Eitelkeit, ihren Stolz und ihre Verschwendung verursachte, auf der andern Seite durch Liebe und Zärtlichkeit zu vergelten.

Allein er sollte die Wahrheit jener Klage: — daß ein böses Weib die Hölle auf Erden sey, — in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, und bei weitem war sein Elend noch nicht vollendet. Die unerträglichen Launen und die despotische Behandlung seiner

Hausfrau verscheuchten nach und nach alle seine Dienstboten, und selbst die vermummten Teufel, die er aus der Hölle mitgebracht hatte, zogen den ewigen Schwefelpfuhl dem endlosen Schelten und Zanken der schönen Onesta vor. Die außerordentlichen Ausgaben, welche der Stolz seiner Hausehre und die Habsucht ihrer Anverwandten erforderten, mußten nothwendig die Kasse des armen Roderigo endlich erschöpfen; er sah sich in kurzem genöthigt, Geld auf Wechsel aufzunehmen, um nur den Aufwand seines Hauswesens bestreiten zu können.

Man hielt ihn allgemein für sehr reich; man wußte, daß er seinen beiden Schwägern ansehnliche Summen anvertrauet hatte, die sie bei einigem Glück leicht ansehnlich vermehren konnten; es fehlte ihm folglich nicht an Credit, und jene, schon damals in Florenz vorhandene, dienstfertige Menschenklasse der Wucherer trug ihn in ihr großes Register der guten Kundschaften ein. Allein plötzlich

liefen die traurigsten Nachrichten von den beiden Schwägern ein. Der eine hatte in der Levante Waaren und Geld verspielt, da ihm dieser Weg der bequemste zum Gewinne geschienen; der andere war mit seiner ganzen, zum Unglück nicht assekurirten, Schiffsladung an den Küsten von Spanien gescheitert und jämmerlich untergegangen. Kaum verbreiteten sich diese Hiobsposten, so versammelten sich eiligst die Gläubiger des unglücklichen Roderigo; denn nichts übertrifft ja den edeln Gemeingeist, der Wucherer beseelt, wenn es darauf ankommt, sich zum völligen Untergange eines Verunglückten zu vereinigen. Nach langen Berathschlagungen ward in dieser edeln Versammlung einmüthig beschlossen: die noch entfernte Zahlungsfrist abzuwarten, um dann entscheidendere Maaßregeln ergreifen zu können, bis dahin aber zur gemeinschaftlichen Sicherheit den Schuldner streng beobachten zu lassen, damit er nicht vielleicht entfliehe. In der That war

diese Vorsicht nicht überflüssig; wie denn überhaupt das Genie noch soll geboren werden, dem es gelänge, einen argwöhnischen, für sein Geld besorgten, Wucherer zu betrügen. Roderigo sah ein, daß ihm nichts übrig blieb, als die Flucht; und ohngeachtet der Wachsamkeit seiner Gläubiger gelang es ihm doch, zu Pferde durch das seiner Wohnung nahe Thor zu entkommen und einen Vorsprung von einer italiänischen Meile zu gewinnen, ehe seine Flucht bemerkt ward. Allein kaum erhielten diese durch ihre aufgestellten Kundschafter Nachricht davon, als sie alles in Bewegung setzten, und durch den erregten schrecklichen Lärm einen Auflauf des Volks veranlaßten, welches wenigstens die Stadt in Gefahr glaubte. Gerichtsdiener zu Fuß und zu Pferde wurden nach allen Straßen ausgeschickt, denen eine Menge gaffenden Pöbels folgte, um das Wunderthier zu sehen, gegen welches man solche Heeresmacht aussandte. Roderigo, dem es

nicht sowohl darum zu thun war, seinen Gläubigern, als hauptsächlich seiner bösen Frau zu entfliehen, bemerkte kaum, daß er verfolgt ward, als er sein Pferd mitten auf der Straße stehen ließ, um zu Fuße besser und unbemerkter durch die Weingärten und Weizenfelder durchschlüpfen zu können. So kam er endlich an das Landhaus des Giovanni del Bene, wo er dessen Wirthschafter Matteo antraf. An diesen wandte er sich in seiner Angst, beschwor ihn um Schutz gegen seine Verfolger, versprach dagegen, ihn reich zu machen, und zum Unterpfand der Erfüllung seines Versprechens gab er ihm die Erlaubniß, ihn seinen Verfolgern auszuliefern, falls er wortbrüchig würde. Matteo, mitleidig und dienstfertig, vorzüglich aber gereizt durch das große Versprechen, versicherte ihn seines Beistandes; und da ihm für den Augenblick nichts zweckmäßigeres beifiel, verbarg er den beängstigten Roderigo in einen großen Haufen Stroh und Brennmate-

rialien vor dem Hause. Kaum war der Flüchtling auf diese Art geborgen, so kamen seine Verfolger, durchsuchten das ganze Haus und hielten ein strenges Verhör über den guten Matteo, ob er den Entflohenen nicht gesehen habe. Dieser aber antwortete auf alle Fragen so gut und beherzt, daß sie nach langem vergeblichen Suchen und Forschen unverrichteter Sache abziehen mußten.

Als die Gefahr vorüber war, zog Matteo den bedrängten Roderigo aus seinem Asyl hervor, erinnerte ihn aber auch zugleich an sein Versprechen. Roderigo entdeckte ihm jetzt seinen höllischen Ursprung, die Absicht seiner Sendung auf die Oberwelt, sein Unglück und sein Hauskreuz. Ob ich nun gleich, sagte er zu ihm, außer Stand bin, Dich auf der Stelle so zu belohnen, wie ich es wünschte, so will ich Dir doch beweisen, daß auch höllische Geister Dankbarkeit kennen: ich will Dir Deinen großen Dienst auf eine Art vergelten, die Dich zum reichen

Manne machen wird. Ich werde nämlich in die Töchter einiger Großen der Erde fahren, und mich von niemanden austreiben lassen, als von Dir. Du hast folglich nichts zu thun, als dorthin zu eilen, wo Du von einer solchen Besessenen hörest und Dich mir zu erkennen zu geben. Den Anfang laß uns in Florenz machen.

Wahrscheinlich ward Roderigo durch seinen Weiberhaß, eine Folge seiner unglücklichen Ehe, bestimmt, ausschließend bloß das weibliche Geschlecht zu diesem Experiment zu wählen; denn wir sind weit entfernt, behaupten zu wollen, daß er es deßwegen gethan, weil er diese schönere Hälfte der Menschheit bequemer zu seinem Aufenthalt gefunden habe.

Es vergingen wenige Tage nach dieser Begebenheit, als sich durch ganz Florenz die schreckliche Nachricht verbreitete: die Tochter des Ambrosio Amadei, verheirathet an Buonajuto Tebalducci, sey vom Teufel besessen.

Die bestürzten Eltern und der trostlose Gatte wandten alle damals bekannten Mittel an, den bösen Geist zu vertreiben. Man besprengte die Besessene mit Weihwasser; beräucherte und bekreuzete sie; man legte ihr das wunderthätige Haupt des heiligen Zanobio auf den Kopf und hing ihr den Mantel des heiligen Giovanni Gualberto um. Allein Roderigo, der seine Wohnung in ihr aufgeschlagen hatte, verspottete diesen ganzen heiligen Apparat, und um seine Macht noch mehr zu beweisen, sprach er durch den Mund der armen Unglücklichen das schönste ciceronianische Latein; disputirte mit Geistlichen über theologische Sätze und trieb die Herren Schriftgelehrten durch seine höllische Logik und Sophisterei gar wacker in die Enge. Nicht minder entdeckte er manche geheime Sünden dieser Herren, die sonst nie wären kund geworden. So überführte er einen ehrbaren Pater Kapuziner, daß er sich vier Jahre hindurch eine, als Ordensbruder ver-

mummte, Beischläferin im Kloster gehalten habe.

Ganz Florenz gerieth in Schrecken und Bestürzung über diesen hartnäckigen arglistigen Teufel, den man doch kurz vorher, da er noch in anderer Gestalt herumwandelte, allgemein geehrt und gesucht hatte. Die Familie der armen Besessenen gab schon alle Hoffnung auf, sie von diesem schrecklichen Gaste zu erlösen; als sich eines Tages Matteo im Hause des Ambrosio Amadei einfand und ihm versprach, seine Tochter zu befreien, wenn man ihm 500 Gulden zahlen wollte. Kein Preis war dem unglücklichen Vater zu hoch, zumal da Matteo seine Bezahlung erst nach Vollendung seiner Beschwörung verlangte; er zögerte daher keinen Augenblick, sein Anerbieten anzunehmen.

Um die Handlung feierlicher und sein Verdienst hervorstechender zu machen, ließ Matteo einige Messen lesen; begann sodann eine Menge abentheuerlicher Ceremonien und Be-

schwörungsformeln, als ob es ihm sehr viel Mühe kostete, den bösen Geist zum Weichen zu bringen. Endlich aber nahte er sich dem Ohr der Besessenen und sagte ganz leise, der genommenen Abrede gemäß: Roderigo, ich bin gekommen, wie Du es gewollt hast, und hoffe, Du wirst Dein Wort halten. Augenblicklich wandte die Besessene den Kopf gegen Matteo's Ohr, und Roderigo sprach durch ihren Mund: Ich werde nicht ermangeln, Wort zu halten; allein da dieß noch nicht hinreicht, Dich versprochnermaßen reich zu machen, so werde ich von hier in die Tochter des Königs Karl von Neapel mich begeben, und mich von niemandem, als von Dir, austreiben lassen. Darauf verließ er, unter gehörigem Getös und hinterlassenem Gestanke, die Unglückliche, und ganz Florenz bewunderte die Kunst des Matteo, dessen Ruf sich schnell verbreitete.

Kurze Zeit darauf erscholl ganz Italien von der traurigen Nachricht, daß die Tochter

des Königs von Neapel vom Teufel besessen sey, den keine Macht der Kirche, keine Kraft heiliger Gerippe oder heiliger Lumpen vertreiben könne. Man empfahl dem bestürzten König den florentinischen Teufelsbanner Matteo, der eiligst mit großen Ehren nach Neapel abgeholt ward. Er erschien, heilte die Prinzessin auf eben die Art, wie die Florentinerin und ward königlich beschenkt.

Bis dahin hatte sich der Teufel edel und dankbar gezeigt; allein länger konnte er nicht die Politik des höllischen Hofes verläugnen, mit einer Hand auf gute Art wieder zu nehmen, was mit der andern gegeben wurde. Ehe er die Prinzessin von Neapel verließ, sagte er zu Matteo: Bisher habe ich Dir immer Treue und Glauben gehalten, und ich habe jetzt keine Verbindlichkeiten mehr gegen Dich; allein von jetzt an sollst Du empfinden, daß Du es mit einem Großen der Unterwelt zu thun hattest.

Bestürzt über diese Drohung kehrte Mat-

teo nach Florenz zurück und verwünschte den Augenblick seiner Bekanntschaft mit einem so mächtigen Herrn. Indessen hoffte er doch, da große Herren sehr leicht ihre Versprechungen vergessen, daß ihr Gedächtniß eben so untreu bei ihren Drohungen sey; er glaubte daher ruhig seinen Reichthum genießen zu können, da ihm der König von Neapel über 50,000 Dukati hatte zahlen lassen. Allein bald ward er von der Nichtigkeit seiner Voraussetzung überzeugt. Die Nachricht, daß die Tochter Ludwig des 9ten*), Königs von Frankreich, besessen sey, unterbrach auf eine schreckliche Art seinen üppigen Lebensgenuß. Er zweifelte keinen Augenblick, daß es Roderigo sey, der die

*) Im Original steht Ludwig 7. König v. Frankreich. Allein da Ludwig 7. 1180 starb und Karl von Anjou, von welchem gleichfalls die Rede ist, erst 1269 auf den Thron beider Sizilien gelangte, so mußte ich dieses für einen Druckfehler halten und verbessern.

Prinzessin von Frankreich heimgesucht habe und dachte mit Schrecken seiner letzten Worte. —

König Ludwig hatte auch schon von den Wunderthaten unsers Matteo in Florenz und Neapel gehört, er ließ ihn daher unter glänzenden Versprechungen nach Paris einladen. Matteo aber, dem von dieser Beschwörung nichts gutes ahndete, schlug die Einladung unter mancherlei leeren Ausflüchten aus, und schützte Krankheit vor. Der König, von der Richtigkeit seiner Entschuldigungen überzeugt, und tief erschüttert durch den elenden Zustand seiner Tochter, wandte sich an die florentinische Regierung mit dem Ersuchen, Matteo zu zwingen, nach Paris zu kommen. Der Wunsch eines Königs von Frankreich war schon damals Befehl in Italien; Matteo mußte gehorchen und nach Paris sich begeben. Mit Zittern und Zagen erschien er vor dem über seine Weigerung erzürnten Könige, gestand zwar, daß ihm einige Beschwörungen gelungen wären; allein, da er nicht immer

mit Gewißheit für den Erfolg einer jeden stehen könne, so müsse er demüthigst im Voraus um Gnade bitten, falls ihm diese nicht gelingen sollte. Er erhielt darauf die königliche Antwort: daß man ihn aufhängen würde, wenn er nicht die Prinzessin befreie. —

Der beängstigte Matteo entschloß sich, den Weg des Bittens bei Roderigo zu versuchen. Er sprach durch das Ohr der Prinzessin demüthigst mit ihm; beschwor ihn, sich seiner zu erbarmen, und erinnerte ihn an den großen Dienst, den er ihm auf seiner Flucht aus Florenz erzeigt hatte. Man sieht aus dem Letzten, wie wenig der gute Matteo gewohnt war, mit Großen umzugehen: denn wie konnte er es wagen, Roderigo in dieser Lage an eine Verbindlichkeit zu erinnern? Die Antwort fiel auch ganz so aus, wie sie ein gewandter Hofmann würde erwartet haben. „Was, elender Bettler,“ sprach der erzürnte Fürst der Hölle, „Du kannst es wagen, mir von Verbindlichkeit zu sprechen? habe ich Dir nicht reichlich vergol-

ten, was doch am Ende nur Deine Schuldigkeit war? — Du wagst es noch, mich zu verfolgen? Wart', ich werde Dir zeigen, daß es in meiner Macht steht, zu geben und zu nehmen; Du sollst nach meinem Willen gehangen werden!"

In dieser fürchterlichen Lage verfiel Matteo auf ein Kunststück, das in der That durch die Sonderbarkeit der Erfindung und durch den glücklichen Erfolg seinen Namen unsterblich machen sollte, da es ihm dadurch gelang, selbst den Teufel zu überlisten.

„Sire," sprach Matteo zum König, „ich habe die Prinzessin untersucht und finde sie von mehr als einem Teufel besessen, die schwer zu bannen seyn werden. Ueberhaupt habe ich in meiner Praxis bemerkt, daß fürstliche Personen gewöhnlich von mehrern Teufeln heimgesucht werden, die desto hartnäckiger sind, je glänzender die Geburt der Person ist, welche sie beherrschen. — Allein mit dem Beistand des Allmächtigen hoffe ich die Prinzessin zu befreien; ich bitte daher, mir in allen erforder-

lichen Anordnungen freien Willen zu lassen. Wenn mein Unternehmen scheitert, so überliefre ich mich der Gnade Ewr. Majestät."

Der König versprach ihm alles und befahl, seine Anordnungen zu befolgen. Der nächste Sonntag ward zu dem großen Werke bestimmt. Matteo ließ auf dem Platze Notre Dame einen prächtigen Balkon für den König, den Hof und die Großen des Reichs aufführen; mitten auf dem Platze ward ein Altar errichtet, und auf der andern Seite dem Balkon gegenüber stellte er ein vollständiges, wohlbesetztes Musikchor mit sehr rauschenden und lärmenden Instrumenten. Die Feierlichkeit begann mit einem prächtigen Hochamte; sodann erschien die Prinzessin, geführt von zwei Bischöffen und begleitet von mehrern Großen auf dem für sie bestimmten Sitze. Roderigo belustigte sich in ihr außerordentlich, daß er von zwei Bischöffen begleitet ward, und lachte über alle die Zurüstungen des Matteo. „Glaubt denn der dumme Bauer," sprach er bei sich, „mich durch dieses lächerliche Gaukelspiel zu erschrecken? mich, der ich die

Herrlichkeiten der Himmel und die gräßliche Pracht der Hölle kenne? Diese Frechheit soll ihm übel bekommen." Während Roderigo diese Betrachtungen anstellte, flehte Matteo durch das Ohr der Prinzessin nochmals demüthigst zu ihm, daß er ausfahren möchte. „Du wagst es noch, so zu mir zu sprechen," antwortete er ihm, „nachdem Du Dich erfrechtest, mir trotzen zu wollen? Elender Bauernbengel! Glaubst Du, durch dieses alberne Gaukelspiel meinem Grimm und dem Zorn des Königs zu entgehen? Nein, Verräther, Du sollst hängen; ich schwör' es bei dem ewigen Schwefelpfuhl." Matteo sah nun, daß ihm nichts mehr übrig bliebe, als die ausgedachte List zu versuchen. Mit klopfendem Herzen gab er der Musik das verabredete Zeichen zum Anfange. Plötzlich begann nun eine lärmende Musik, und Roderigo fragte erstaunt den Matteo, was dieß bedeuten solle. „O liebster Roderigo," antwortete dieser, „Deine Frau hat Deinen hiesigen Aufenthalt erfahren und kommt jetzt mit großem Gepränge, Dich wieder heimzuholen." Schrecken

und Furcht bemächtigte sich des Fürsten der Hölle bei diesen Worten; ohne die Unwahrscheinlichkeit dieses Vorgebens, ohne die Ungnade seines Souverains zu bedenken, wenn er vor Ablauf der bestimmten zehn Jahre wiederkehrte, verließ er eiligst die Prinzessin und floh in den Abgrund der Hölle, um der fürchterlichen Wiedervereinigung mit seiner Onesta zu entgehen. Als er vor dem Throne seines Monarchen erschien, wußte er sich so gut zu rechtfertigen, daß er Verzeihung erhielt, und sein abgestatteter Rapport, nebst der wiederholten Versicherung, wie schwer er es empfunden habe, daß ein böses Weib die Hölle auf Erden sey, bewog den Herrscher der Unterwelt zu dem Befehle: künftighin bei Bestimmung der Strafen für Verdammte auf den Antheil Rücksicht zu nehmen, den ihre Weiber an ihren verübten Verbrechen hatten. Einstimmig priesen alle Teufel und alle Verdammte die Gerechtigkeit ihres Beherrschers. —

Das
geraubte Marienbild.

Das geraubte Marienbild,

aus dem befreiten Jerusalem des Torquato Tasso.

Das siegreiche Heer Godfried's von Bouillon zog drohend gegen Jerusalem, und Aladin, König dieser Stadt, bot alle Kräfte auf, den Kreuzfahrern den nachdrücklichsten Widerstand entgegen zu setzen. Während dieser Zurüstung nahte sich ihm eines Tages Ismen, der im Rufe stand, daß seinen Geboten das Geisterreich gehorche, daß Todte auf seinen Wink wieder auferstånden, daß seine Zauberformeln selbst den gefürchteten Beherrscher der Unterwelt zittern und dessen untergeordnete Geister dem Willen des mächtigen Zauberers unterwürfig machen könnten.

Ismen war einst Christ, jetzt Anhänger Mohammeds; aber noch immer hing er in etwas an seinem ehemaligen Glauben und gebrauchte sogar, wie man sagte, beide Religionen bei seinen geheimen Beschwörungen.

Um bei der allgemeinen Gefahr, dem auf Böses sinnenden Könige noch boshaftere Rathschläge zu geben, verließ er jetzt seine finstere Höhle, wo er, fern von Menschen, seine unbekannten Künste trieb, und erschien im Pallast zu Jerusalem.

„Beherrscher der Gläubigen," sprach er, „mit geflügelten Schritten naht sich das gefürchtete, siegende Heer der Christen; aber laß uns nicht den Muth verlieren, laß uns thun, was wir können, und der Himmel und ganz Asien wird den Starken beistehen. Dein Heer ist zahlreich, Könige und Fürsten harren Deiner Befehle; weislich hast Du für die Zukunft gesorgt und nichts fehlen lassen, um Dein Reich zum Grabe der Ungläubigen

zu machen. Auch ich komme, großer König, Dir beizustehen, in so weit es meine Kräfte vermögen. Alles, was der Rath meines erfahrungsreichen Alters vermag, vereinigt mit Künsten der Magie, bin ich bereit für Dich zu verwenden; selbst die aus dem Himmel verbannten Engel will ich zwingen, Dir zu dienen. Wo und wie ich aber diese Beschwörung vornehmen will, dieses Dir zu sagen, ist die Absicht meiner Ankunft an Deinem Hofe. Im Tempel der Christen ist nämlich ein verborgener unterirdischer Altar, auf welchem das Bild jener Jüdin steht, welche dieses thörige, ungläubige Volk zur Mutter seines gebornen und begrabenen Gottes macht, und sie deßhalb göttlich verehrt. Vor dem Bilde, das in einen Schleier verhüllt ist, brennt eine stets unterhaltene Lampe, und ringsherum hängen die ex voto, von abergläubischen Thoren dort aufgehängt. Zu Deinem Heil, Beherrscher der Gläubigen, verlange ich: daß Du mit eigner Hand die-

ses Bild von dort wegnimmst, und es in Deine Moschee bringest. Ich werde dann durch meine Beschwörungen das Bild zum Beschützer Jerusalems machen, so lange als es dort in heiligen Mauern verwahrt wird; und so durch einen neuen, unlösbaren Zauber Dein Reich sicher und unerschütterlich feststellen.“ Leicht überredete der Zauberer den beängstigten Sultan, der jedes Mittel zur Rettung vor der drohenden Gefahr willig ergriff. Er eilte in die Kirche der Christen, verjagte Wächter und Priester und trug das heilig verehrte Marienbild in seine Moschee, wo der Geisterbanner vor demselben seine Zauberformeln murmelte. Plötzlich verschwand eines Tages das nun so wichtig gewordene Bild von seinem Platze; vergebens suchte es der Aufseher der Moschee überall in allen Winkeln. Niemand konnte sich die Art und Weise seines Verschwindens erklären. Die Christen glaubten, Gottes Allmacht habe es aus einem so unwürdigen,

entehrenden Aufenthalt retten wollen; die Saracenen maßen die Schuld dem abergläubischen Eifer der Christen bei: und noch ist es nicht entschieden, welche von beiden Recht hatten. Aladin aber, äußerst aufgebracht und beunruhigt über den Verlust eines Bildes, von dem ihm der Zauberer so große Wirkungen verheißen hatte, sparte keine Mühe, um es wieder zu erlangen. Alle Häuser und Kirchen der Christen wurden sorgsam durchsucht, und dem Entdecker des geraubten Bildes oder des Räubers ein großer Lohn versprochen. Allein vergebens waren die Nachsuchungen und Versprechungen des Sultans; vergebens die Beschwörungen des Zauberers, den Raub zu entdecken; man fand keine Spur. Die Vereitlung aller seiner Bemühungen vermehrte nur noch die Wuth des Rache schnaubenden Aladin gegen die Christen, unter denen er sicher den Thäter verborgen glaubte. Um seine Wuth und seinen Zorn abzukühlen, beschloß er ein allgemeines

fürchterliches Blutbad über die Christen; überzeugt, daß unter den Tausenden Schuldlosen, die er morden würde, der Verbrecher am sichersten die verdiente Strafe leiden müsse. Keine Rücksichten und keine Vorstellungen vermochten ihn von seinem mörderischen Vorhaben abzubringen. Er gab Befehle, sich mit Feuer und Schwert gegen die Unglücklichen zu waffnen. Furcht und Schrecken verbreitete die Nachricht des nahen unvermeidlichen Todes über die Christen; ohne Hülfe, ohne Rettung sahen sie sich der Wuth des Tyrannen Preis gegeben, vor welcher weder Bitten, noch Vertheidigung, noch Flucht sie schützen konnte. Unentschlossen, bang und zitternd erwarteten die Unglücklichen den Tod, als ihnen plötzlich Hülfe ward, von einer Seite, von welcher sie solche am wenigsten erwarteten.

Die Liebe ward ihre Retterin.

Es war unter ihnen ein schönes, blühendes Mädchen, kaum aus dem Alter der Kind-

heit zur Jungfrau gereift, von hoher edler Gestalt und seltner, blendender Schönheit; aber an Geiste weit über ihr Geschlecht und über ihr Alter erhaben. Kaum wußte sie selbst, daß sie das schönste Mädchen war in Salems Mauern; schüchterne, eingezogene Bescheidenheit warf einen reizenden Schleier über diese vollendete Schönheit. In stiller Einsamkeit entzog sie alle diese Reize den lüsternen Augen der Jünglinge, und unbekannt lebte sie unter ihren Glaubensgenossen; aber dennoch nicht ganz so unbekannt, als sie glaubte und wünschte. Ein junger Christ, Olindo, sah einst das reizende Mädchen; er sah und liebte sie von dem Augenblicke an mit allem Feuer einer reinen, aber unerwiederten Liebe. Olindo war in eben dem Grade schüchtern und bescheiden, als Sofronia schön; er liebte grenzenlos, aber ohne Hoffnung, ohne Ansprüche, denn er wußte und wagte nicht, sich der Geliebten zu entdecken. Uebersehen, oder nicht bemerkt von ihr,

verbarg sich seine Leidenschaft und wuchs unbemerkt, unerkannt und unbelohnt im Stillen. —

Auch in Sofroniens Einsamkeit drang die fürchterliche Nachricht von dem, den Christen bereiteten Blutbad, und erregte in des schönen Mädchens eben so schöner Seele den kühnen großen Gedanken: ihre Glaubensgenossen zu retten. Schüchternheit und jungfräulicher Wohlstand kämpften zwar anfangs gegen den edlen Entschluß; allein Seelengröße siegte. Sofronia verließ ihre Einsamkeit und zeigte sich zum erstenmale öffentlich unter den Christen. Ihre Reize waren weder verhüllt noch prunkend bloß gestellt, und in ihrer Kleidung, so wie in ihrem ganzen Aeußern herrschte jene schöne Vereinigung der Natur und Kunst, der Sorgfalt und Nachlässigkeit, die so unwiderstehlich die Augen der Männer anzieht. Staunend betrachtete das Volk in den Straßen, durch welche sie dahin schritt, die hehre Gestalt des reizenden unbekannten Mädchens; aber nicht

bemerkend die allgemeine Bewunderung, nur allein mit dem großen Gedanken beschäftigt, ging sie in den Palast des Sultans.

Der tobende Zorn, den sein Aeußeres verkündigte, machte auf einen Augenblick das schüchterne Mädchen zurückbeben; allein ihr Muth kehrte wieder, und fest ertrug sie den finstern Blick des Tyrannen.

„Großer König,“ sprach sie, ihm bescheiden nahend, „besänftige Deinen Zorn und halte die Wuth Deiner Diener zurück, die sich gegen uns Christen bewaffnen; ich komme, Dir den Verbrecher zu überliefern, über den Du so sehr erzürnt bist.“ Der Glanz so hoher, blühender Reize, der Sofronien umstrahlte, ihr edler kühner Anstand machte tiefen, unerwarteten Eindruck auf Aladin. Der Zorn verschwand von seiner Stirne, sein Blick ward heiterer, und er fühlte eine Bewegung in seinem Innern, die er für Regung der Liebe nahm. Sanft sprach er zu ihr: „Erzähle mir, was Du weißt, und

sey versichert, daß niemand unterdessen es wagen darf, Gewaltthätigkeiten gegen Deine Glaubensgenossen zu üben."

„Der Verbrecher, großer Sultan, steht vor Dir," erwiederte Sofronia mit großmüthiger Aufopferung; „ich bin die Schuldige, mich mußt Du strafen — ich entwendete das heilige Bild."

Ueberrascht schwieg Aladin, und brach nicht augenblicklich, nach seiner sonstigen Weise, in wüthenden Zorn aus. Ernst, aber nicht zornig, sprach er endlich: „entdecke mir, wo Du das Bild verbargst, wer Dir diesen frevelhaften Anschlag gab, und welche Deine Genossen bei der Ausführung desselben waren."

„Mit niemanden wollte ich die Ehre einer frommen That theilen," erwiederte Sofronia; „ich allein beschloß und ich allein vollbrachte dieselbe; niemand ertheilte mir Rath und niemand leistete mir Beistand."

„So wird denn auch Dich allein meine

Rache treffen," sagte mit steigendem Verdruß der Sultan, und sein Blick ward fürchterlich drohend. „Sage, wo hast Du das Bild verborgen?"

„Ich verbarg es nirgends, ich verbrannte es, und ich glaube, ich that recht daran, weil ich es dadurch den Beleidigungen unheiliger Hände entzog. Deßhalb, großer König, suche nicht länger vergebens den Räuber und das Geraubte; den erstern hast Du schon in Deiner Gewalt und das letztere findest Du niemals wieder."

In schrecklichen Zorn verwandelte sich jetzt der finstere Ernst des Tyrannen; vergebens sprachen Schönheit, Unschuld und ein Aufwallen von Liebe in seinem Innern für das großmüthige Mädchen, das sich zum Schlachtopfer seiner Wuth anbot. Er winkte den Dienern seiner Rache, sah kalt Sofronien vor seinen Augen binden, und verurtheilte sie ungerührt zum Tode auf dem Scheiterhaufen.

Der Tag des schrecklichen Gerichts erschien; zahlloses Volk strömte herbei, denn schon in jenen Zeiten finsterer Barbarei waren Hinrichtungen Volksfeste, so wie sie es zur Schande unserer aufgeklärten und empfindsamen Zeiten noch heut zu Tage sind. Der gaffende Haufen trennte sich; der fürchterliche Zug der strafenden Gerechtigkeit nahte, und die schöne Dulderin bestieg den Scheiterhaufen, gefesselt, tief bewegt, aber nicht furchtsam zitternd, mit der Blässe der duldenden Ergebung auf ihrem von keinem Schrecken des Todes entstellten Gesicht. Wie eine Heilige stand sie da und erwartete gefaßt den Augenblick, wo die Flammen des Todes sie umlodern würden: als Olindo athemlos sich durch das Volk hindurch drängte und auf den Scheiterhaufen sprang.

Er hatte erst jetzt erfahren, daß es seine Sofronia war, deren fürchterliches Ende zu sehen das Volk hinauszog.

„Sie ist unschuldig," schrie er vom Schei-

terhaufen herab dem Tyrannen zu, der selbst gegenwärtig war, an dem gräßlichen Schauspiel seine Wuth zu kühlen, „sie ist unschuldig. Nie dachte sie an eine so kühne That, die sie als Weib auszuführen zu schwach war. Wie hätte sie die Wächter der Moschee hintergehen und ungesehn das heilige Bild wegbringen können? — Ich, ich bin der Verbrecher, mächtiger Sultan, durch eine kleine Oeffnung der Mauer entführte ich aus Deiner Moschee das heilige Bild: Mir gebührt die Ehre, mir diese Ketten und dieser vorbereitete Tod; vergebens bemüht sie sich, mir alles dieß streitig zu machen.“ Gerührt blickte Sofronia auf: „was führt Dich hieher, armer Unschuldiger?“ sprach sie, „welche Raserei gab Dir den tollkühnen Anschlag? Glaubst Du vielleicht, daß ich ohne Dich nicht stark genug bin, das ärgste zu ertragen, was der Zorn eines Menschen gegen mich vermag? Auch ich habe Muth und Stärke genug, um den Tod nicht zu fürch-

ten, und bedarf keines Gefährten dabei." Vergebens versuchte sie so ihren treuen Verehrer umzustimmen und zum Widerruf seiner eigenen Anklagen zu bewegen; — vergebens — er beharrte standhaft darauf, daß nur ihm die Ehre des Märtyrertodes gebühre.

Erhabenes Schauspiel des Wettstreites zwischen inniger Liebe und erhabener Seelengröße!

Ohne Wirkung aber auf den stolzen blutdürstigen Tyrannen blieb dieses erhabene Schauspiel; sein Zorn stieg im Gegentheil auf den höchsten Grad über den dadurch verursachten Aufschub des Blutgerichtes. Er sah in dem edlen Wettstreite der beiden Unglücklichen nur Verachtung seiner Strafen, nur Verspottung seiner Macht. Ein Wink lehrte die bereitwilligen Diener seiner Wuth seinen Willen; Olindo ward ergriffen und mit Sofronien an einen Pfahl gebunden, beide mit abgewandtem Gesicht und mit den Rücken gegen einander.

Hoch ward um Beide das Holz aufgeschichtet: schon zehrte die Flamme, durch Blasbälge angefacht, am Fuße des schrecklichen Holzstoßes, da erhob Olindo die bebende Stimme, indem er sich, so gut er konnte, gegen die Geliebte wandte: „So vereinigt mich also dieses Seil mit Dir zum Tode, statt des heißersehnten Bandes der Vereinigung im Leben, und Todesflammen umlodern uns, statt der schönen Flamme, die ich Deinem Herzen aus dem meinigen mitzutheilen hoffte? Ach! andere Bande, andere Flammen verhieß mir die Liebe, und andere bereitet uns das grausame Geschick! Nur zu lang und zu streng trennte es uns im Leben, um so bitter uns im Tode zu vereinigen. Doch ich klage nicht; theile ich doch mit Dir den Scheiterhaufen und den Tod, da ich nicht das Leben mit Dir theilen konnte. Wie erwünscht wäre mir der Tod, wie süß wären diese Qualen, könnte ich nur in einem Augenblick mein schwindendes Leben

in Deinen letzten Athemzug aushauchen; möchte nur mein fliehender Geist den Deinigen begleiten!!" Thränen erstickten seine Stimme. Sanft, aber fest, antwortete ihm Sofronia: „Freund, dieser große Augenblick erfordert andere Gedanken, andere Seufzer! Warum denkst Du nicht Deiner Sünden und tröstest Dich mit dem schönen Lohn, den Gott den unschuldig Leidenden verheißt? Dulde in seinem Namen, dann werden Deine Qualen Dir süß werden, und Du wirst freudig gegen den ewigen Thron Dein Leben aushauchen. Erheb dorthin den Blick; der Muth wird Dich nicht verlassen, und beneidenswerth wird Dein Tod seyn!"

Gerührt war der rohe Haufen der gaffenden Saracenen; im Stillen weinten die Christen; aller Blicke wandten sich gegen den Sultan, von ihm Mitleid und Gnade verlangend. Aber unerschüttert, unerweicht blieb der Tyrann; Zorn und Unwillen herrschte in seinem Blick, und er wandte sich weg, um

nicht gerührt zu werden. — Beweint und beklagt von allen stand Sofronia, den Tod erwartend, ohne Thränen und Klagen.

Mächtiger schlug die Flamme empor und dringender war die Gefahr: da erschien plötzlich ein Krieger von edler, hoher Gestalt, in fremder Rüstung und unbekanntem Waffenschmuck, dem Anschein nach aus fernen Landen. Näher kam der Ritter, man erkannte jetzt auf dem Helme den Tieger, das gewöhnliche Helmzeichen Klorindens. Allgemein glaubte man sie in dem Krieger zu erkennen, und man irrte sich nicht. Es war Klorinde, die Heldin des Saracenischen Heeres. In früher Jugend schon verachtete sie Spindel und Rocken, und die Eingezogenheit ihres Geschlechts; ergriff Köcher und Bogen, um Bären und Löwen zu erlegen, oder schwang Schwert und Lanze des Kriegers und bändigte schnaubende Rosse. Aus Persien eilte sie jetzt herbei, um gegen die Christen zu kämpfen, die schon oft ihre Tapferkeit er-

fahren, und durch Wunden und Niederlagen ihren Ruhm verherrlicht hatten.

Von weitem erblickte sie die fürchterlichen Zurüstungen des Todes; begierig, die Schuldigen zu sehen und ihr Verbrechen zu wissen, spornte sie ihr Roß und flog gleich einem Sturmwind daher. Vor ihr wich das gaffende Volk, zur Rechten und Linken sich theilend, und Klorinde hielt am brennenden Holzstoß. Mit festem Blick betrachtete sie die Unglücklichen, deren verschiedene Fassung in diesem schrecklichen Augenblicke ihre ganze Verwunderung fesselte. Sofronia erwartete schweigend und standhaft den gräßlichen Tod; — Olindo seufzte und weinte, aber nicht Thränen eignen Schmerzes, sondern Thränen des Mitleides und der Theilnahme an Sofroniens Leiden; während diese unerschüttert den Blick gen Himmel emporhob. Tief rührte dieß große, schreckliche Schauspiel Klorindens edles Herz. Mit jenem, in solchen Fällen ihrem Geschlechte so eignen

Scharfblick enträthselte sie dieß gegenseitige Verhältniß der Unglücklichen, ahndete die Art ihres Zusammentreffens im Tode, und wandte sich an einen Greis, von dem sie bestätigen hörte, was sie vermuthet hatte. So viel Seelengröße, Aufopferung und Unschuld bei beiden Verurtheilten erhob den ersten Eindruck des Mitleidens zur höchsten Bewunderung: sie beschloß beide zu retten, sey es nun durch Bitten oder durch Waffen.

„Haltet ein," rief sie den Schergen des Tyrannen zu, „keiner wage es, die Flamme wieder anzufachen, bis ich mit dem König gesprochen habe; mein Wort bürgt euch für seine Einwilligung in diesen Aufschub."

Klorindens erhabener Anstand und gebieterischer Ton lehrte die Handlanger der strafenden Gerechtigkeit Ehrfurcht. Sie gehorchten und löschten das Feuer.

Klorinde nahte dem König, der, aufgebracht über den neuen Aufschub seiner Rache, ihr entgegen kam. „Ich bin Klorin-

de," redete sie den Tyrannen an, „vielleicht hörtest Du schon meinen Namen nennen. Ich komme jetzt, König, um den Glauben, Dich und Dein Reich zu vertheidigen. Zu jeder Unternehmung bereit, erwarte ich Deine Aufträge; keiner sey mir zu groß, und keiner zu klein; kein Feind mir zu furchtbar oder zu verächtlich, um mich mit ihm zu messen. Im offenen Felde, so wie hinter festen Mauern und Wällen bin ich zu Deinen Diensten bereit."

„Wo ist wohl ein Land so fern von Asien und der leuchtenden Sonnenbahn, das Deinen Ruhm und Deiner Thaten Ruf nicht kennte, erhabene Jungfrau?" versetzte der König. „Deine Gegenwart verbannt jede Furcht und Bangigkeit von mir, und Dein Schwert allein gilt mir mehr als ein ganzes Kriegsheer. Mir scheint schon zögert Godfried, sich vor Jerusalem zu zeigen, seitdem Klorinde in diesen Mauern ist. Dich allein glaube ich des großen

Unternehmens, der Vertheidigung des Glaubens und meines Reiches würdig; empfange Du den Herrscherstab über das Heer der Gläubigen, und Dein Wille sey ihnen Gesetz."

Bescheiden erwiederte Klorinde die Lobeserhebungen des Sultans und sein Vertrauen; dann aber sprach sie:

„Es ist zwar allerdings auffallend und ungewöhnlich, den Lohn zu leistender Dienste im Voraus zu begehren: allein Deine Güte gegen mich giebt mir Muth; ich bitte Dich daher, Beherrscher der Gläubigen, zum Lohn meiner künftigen Dienste mir jene beiden Verurtheilten zu schenken; ungewiß ist ja ohnedieß ihr Vergehen und zu grausam die Strafe."

Aladin schwieg, und sein Schweigen war Klorinden ein Beweis mehr für die Unschuld der beiden Unglücklichen. Sie nahm von neuem das Wort:

„Es ist hier die allgemeine Sage,"

sprach sie, „daß die Christen das Marienbild entwandten; allein ich bin nicht Eurer Meinung und habe wichtige Gründe für die meinige. Es war Verbrechen gegen unsern Glauben und Verunreinigung unserer Moschee, den Rath des Zauberers zu befolgen. Götzenbilder ziemen nicht dem Tempel der Gläubigen, am wenigsten aber Götzenbilder der Christen. Erzürnt über die Entweihung seines Tempels machte der Prophet das Bild durch ein Wunder verschwinden, um zu zeigen, daß man seine Tempel nicht durch fremden Götterdienst entheiligen soll. Laßt also Jsmen seine Zauberformeln brummen und die bösen Geister beschwören — er hat ja keine andern Waffen; aber laßt uns dafür nachdrücklicher unsere Waffen brauchen und von diesen Sieg und Vortheil erwarten.“

Der Sultan, obgleich ungern dem Mitleiden seinen Zorn aufopfernd, woll-

te sich doch Klorinden verbinden, deren er jetzt so sehr bedurfte: Erwägung seines Vortheils bewirkte, was nie dem Mitleiden gelungen wäre. „Leben und Freiheit sey beiden geschenkt," sprach er. „Einem solchen Vorbitter kann man nichts verweigern. Sey es nun Gerechtigkeit oder Verzeihung, was ich übe, ich spreche sie frei."

Die Bande der Geretteten wurden gelöst, und statt zum Tode gingen sie noch an demselben Tage zum Altar. Was Olindo's schüchterne Sehnsucht und standhaftes Harren nicht über Sofroniens Herz vermocht hatte, das bewirkte seine Großmuth, seine Bereitwilligkeit für sie, mit ihr zu sterben. Sie schenkte ihm ihr Herz und ihre Hand; lange Jahre lebten beide glücklich und segneten das Andenken des geraubten Marienbildes sammt der unbekannten Hand, welche es entwandte und dadurch die Veranlassung zu

ihrem Glück gab, das die großmüthige Klorinde durch ihre rettende Erscheinung so schön in dem fürchterlichsten Augenblicke entschied.

S e l i k o.

S e l i k o,

eine afrikanische Novelle nach Florian.

Wenn man mit den Parsen zwei Principien annimmt, welchen dieser Erdball unterworfen ist: deren eines das wenige Gute bewirkt, das wir auf demselben sehen; das andere hingegen alles das Böse, welches wir so häufig darauf finden, so kommt man sehr in Versuchung anzunehmen, daß über Afrika vorzüglich das böse Princip seine Macht äußere. Kein Erdtheil bringt so viel Giftpflanzen, so viel reißende Thiere und giftige Gewürme hervor, als Afrika. Das Wenige, was wir von der Geschichte von Marocco, von jener der Neger von Ardra, den Jappas und andern Völkern der Küste bis zu den Hotten-

kotten hinab, wissen, gleicht ganz einer Geschichte der Löwen, Panther und Schlangen; jener Thiere, so ganz dazu geschaffen, diesen brennenden Himmelsstrich mit kanibalischen Königen zu theilen, welche das Fleisch ihrer Gefangenen auf die Fleischbank schicken. Dennoch findet man mitten unter diesen schauerlichen Grausamkeiten, mitten unter diesen blutgierigen Ungeheuern, deren einige ihre Kinder verkaufen und andere ihre Gefangenen essen, Züge einer natürlichen Gerechtigkeit, einer wahrhaften Tugend, einer edeln Standhaftigkeit im Unglück und einer hochherzigen Verachtung des Todes. Diese Züge, so selten als sie auch sind, erregen dennoch unsere Theilnahme für jene so tief gesunkene Wesen und zeigen uns noch, daß es Menschen sind. — So erinnern mitten in einer dürren Wüste zwei oder drei grünende Pflanzen den erschöpften Wanderer, daß er sich noch auf der Erde befinde. —

Im Königreich Juida auf der Küste von

Guinea, jenseits des Vorgebirges der drei Spitzen, lebte, im Jahr 1727, nicht weit von der Hauptstadt Sabi, eine arme Wittwe, Namens Darina. Sie hatte drei Söhne, welche sie mit einer Zärtlichkeit erzogen hatte, die, so sehr sie auch in der Natur liegt, dennoch in einem Lande selten ist, wo die Kinder als Gegenstand des Handels betrachtet und von ihren unnatürlichen Eltern zu Sklaven verkauft werden. Der älteste dieser Söhne hieß Guberi, der mittlere Telue, der jüngste Seliko. Alle drei waren sanft und gutherzig; sie verehrten ihre gute Mutter, welche, schon sehr alt und schwach, nur durch ihre Sorgfalt noch lebte. Der ganze Reichthum dieser Familie beschränkte sich auf eine Hütte, die sie zusammen bewohnten, und ein kleines anstoßendes Feld, dessen Mais sie ernährte. Wechselsweise bearbeiteten die drei Brüder alle Morgen das Feld; ein anderer ging dann auf die Jagd, und der dritte blieb zu Hause bei der Mutter. Abends

fanden sie sich wieder zusammen. Der Jäger brachte Geflügel oder eine Honigscheibe; der Feldarbeiter Feldfrüchte nach Hause, und der dritte hatte unterdessen die Mahlzeit bereitet, welche sie dann gemeinschaftlich sehr froh verzehrten und in der Sorgfalt für ihre Mutter dabei wetteiferten. Sie empfingen sodann den Seegen ihrer Mutter und schliefen, einer neben dem andern, sehr sanft auf ihrem Strohlager.

Seliko, der jüngste dieser Brüder, ging oft in die Hauptstadt Sabi, um die Erstlinge des Feldes als Opfer der Familie dem Gotte des Landes darzubringen. Dieser Gott ist bekanntlich eine große Schlange von der Art, die man Fetische nennt, welche nicht nur nicht giftig und ganz unschädlich sind, sondern noch überdieß die giftigen Schlangen fressen. Sie werden deßhalb in Juida aufs höchste verehrt, und es giebt dort kein größeres Verbrechen, als eine solche Schlange zu tödten; die sich denn auch so

sehr vermehren, daß man mitten in Städten und Dörfern und selbst im Innern der Häuser bei jedem Schritte auf diese Götter stößt. Man sieht sie am Tische ihrer Anbeter fressen, an ihrem Heerde schlafen und in ihre Betten Junge legen; welches die Einwohner für die größte göttliche Gnade und für ein sehr glückliches Zeichen halten.

Seliko war der schwärzeste, schönste und liebenswürdigste unter den Negern von Juida. Er hatte im Tempel der großen Schlange öfters die schöne Berissa gesehen, die Tochter des Oberpriesters, welche an Schönheit, Wuchs und Annehmlichkeiten alle ihre Gespielinnen übertraf. Seliko liebte sie mit glühender Leidenschaft und ward eben so wieder geliebt. Alle Mittwochen, bei den Negern der Tag, dem Gottesdienst und der Ruhe gewidmet, erschien der glücklich Liebende im Tempel, brachte dort den Tag bei seiner Berissa zu, sprach mit ihr von seiner Liebe, von seiner Mutter und von dem

Glück, das sie beide dereinst verheirathet genießen würden. Berissa gestand ihm dann, wie sehr sie sich schon nach diesem Zeitpunkt sehne; der alte Farutho, ihr Vater, der ihre Liebe billigte, umarmte sie beide und versprach ihnen bald ihre Wünsche zu erfüllen.

Endlich nahte sich dieser heißersehnte Tag; die Mutter und die Brüder des Seliko hatten ihre Hütte festlich geschmückt, um das neue Ehepaar zu empfangen. Da überfiel jener, selbst in Europa bekannte afrikanische Eroberer Truro Audati, König von Dahamai, das Königreich Ardra; ermordete alle Einwohner und rückte mit seinem furchtbaren Heere bis an den großen Fluß vor, der ihn noch von Juida trennte. Der König dieses Landes, ein schwacher, furchtsamer Mann, beherrscht durch Weiber und Günstlinge, war weit entfernt, Anstalten zu einiger Gegenwehr zu treffen; er glaubte, daß die Götter des Landes, die Schlangen, schon selbst dasselbe

vertheidigen würden, und ließ daher alle, die man nur zusammenbringen konnte, an die Ufer jenes Flusses tragen. Allein die Götter hielten sich schlecht: der König von Dahamai ging über den Fluß, und bald waren die Götter, von denen man Wunder erwartete, in Stücken gehauen, auf Kohlen gebraten und von den Siegern verzehrt. Der unglückliche König, da er mit der Niederlage seiner Götter alle Hoffnung verloren sahe, verließ seine Residenz und entfloh auf eine entfernte Insel. Die wilden Krieger des Audati überschwemmten nun sein verlassenes Reich und verbreiteten Mord, Verwüstung, Flammen und Elend über dasselbe.

Furcht und Schrecken verscheuchte die wenigen Einwohner, welche dem Blutbad entgingen; auch die drei Brüder hatten bei Annäherung der Sieger ihre Mutter auf ihre Schultern genommen und waren den dicksten Wäldern zugeeilt. Seliko wollte seine Mutter nicht verlassen, so lange er sie noch in

Gefahr sahe; allein kaum glaubte er sich geborgen, so eilte er, zitternd für das Loos seiner Berissa, nach Sabi, um ihr Geschick zu erforschen, sie zu retten oder mit ihr zu sterben. Sabi war eben von den Feinden erobert; Blut floß auf den Gassen, die Häuser standen geplündert und zerstöhrt, der Palast des Königs und der Tempel der Schlange waren rauchende Trümmer, angefüllt mit Leichnamen, deren Köpfe die Barbaren nach ihrer Kriegssitte, abgeschnitten hatten. Verzweiflungsvoll irrte Seliko umher, suchte den Tod und trotzte ihm zu mehrern Malen gegen die, von Brandwein und Blut berauschten Barbaren. Rastlos durchlief er die gräßlichen Trümmer, Berissa und Farutho suchend; angstvoll rief er ihre Namen in den verödeten Hallen des Tempels, und suchte sie vergebens unter den Haufen verstümmelter Leichen.

Fünf Tage brachte er vergebens mit diesem schrecklichen Suchen zu; nirgends fand

er eine Spur von Berissa, oder ihrem Vater; er glaubte daher beide Opfer der Wuth der wilden Sieger und beschloß, zu seiner Mutter zurückzukehren. Er fand diese in dem Walde, wo er sie mit seinen Brüdern gelassen hatte. Sein düsterer Schmerz, sein Aeußeres, seine wilden Blicke erfüllten seine trauernde Familie mit Schrecken. Die Mutter beweinte den Verlust, den er erlitten hatte, sie versuchte ihn zu trösten; allein Seliko war taub gegen alle Trostgründe, schlug alle Nahrungsmittel aus und schien entschlossen, vor Hunger zu sterben. Guberi und Telue, seine Brüder, bemühten sich, durch Gründe, durch Liebkosungen ihn davon abzubringen; sie zeigten ihm ihre alte Mutter, welche jetzt ohne Obdach, ohne Brod nichts auf der Welt mehr habe, als ihre Kinder, und fragten ihn: ob er bei diesem Anblick keinen Muth zum Leben mehr in sich fühle.

Seliko versprach ihnen, zu leben. Er bemühte sich, auf nichts mehr zu denken, als

wie er mit seinen Brüdern die kindliche Sorgfalt für die Mutter theilen könne. Sie zogen sich daher tiefer in den Wald zurück, entfernter von Sabi; baueten sich dort in einem versteckten Thale eine Hütte und suchten durch die Jagd den Mangel des Mais und der Hülsenfrüchte zu ersetzen.

Ohne Bogen, ohne Pfeile, ohne alles Hausgeräthe, das sie in der Eile ihrer Flucht nicht hatten mitnehmen können, sahen sie sich aber bald dem äußersten Elend Preis gegeben. Die Früchte waren selten in diesen Wäldern, und auch die wenigen noch vorhandenen machten ihnen die Affen streitig, welche hier in zahlloser Menge hausten. Die Erde brachte nichts als einige Kräuter hervor, und sie hatten keine Werkzeuge, dieselbe zu bebauen, keinen Saamen, um Früchte zu erziehen. Die regnerische Jahreszeit nahte heran; schrecklicher Hunger nagte am Leben der Unglücklichen. Die arme Mutter, schwach und krank, auf einem Lager getrockneter Blät-

ter, klagte zwar nicht, allein sie starb langsam dahin. Ihre Söhne, abgezehrt von Hunger, konnten nicht mehr in die Waldungen gehen, da diese überschwemmt waren; sie legten also in der Nähe ihrer Hütte den kleinen Vögeln Schlingen. Selten nur fingen sie einen, denn sie hatten nicht einmal etwas in die Schlingen zu hängen, um die Vögel anzulocken. Gelang es ihnen denn einmal, dann trugen sie ihre Beute mit erzwungener Fröhlichkeit der Mutter hin, die aber nicht davon aß, weil sie es nicht mit ihren Kindern theilen konnte. Drei Monate verflossen in dieser fürchterlichen Lage, ohne die mindeste Aussicht auf Hülfe. Gezwungen endlich einen Entschluß zu fassen, hielten die drei Brüder eine geheime Berathschlagung ohne Wissen der Mutter. Guberi machte hier den gräßlichen Vorschlag, an die Küste zu gehen, und dort, bei erster Faktorei irgend eines europäischen Volkes, einen von ihnen als Sklaven zu verkaufen; für das

gelöste Geld, Brod, Mais, Werkzeuge zum Feldbau und andere Bedürfnisse anzuschaffen, um so ihre Mutter zu ernähren. Düstres Schweigen war die Antwort der andern Brüder. Sich trennen, sich für immer verlassen, Sklave der Weißen werden — der Gedanke machte sie schaudern. Welcher soll verkauft werden? rief Telue mit dem Ausdruck des Schmerzes. „Das Loos entscheide,“ sprach Guberi, „werfen wir drei ungleiche Steine in dieß irdene Gefäß — und wer den kleinsten zieht, der sey der Unglückliche.“ — „Nein, Brüder,“ rief Seliko, „das Schicksal hat schon entschieden: — mich hat es zum Unglücklichsten von Euch gemacht. Vergeßt ihr, daß ich Berissa verlor? daß ihr allein mich vom Tode abhieltet, durch die Vorstellung, daß ich der Mutter nützlich sey? Macht dieses jetzt wahr — jetzt ist der Augenblick dazu, verkauft mich.“ —

Vergebens versuchten Guberi und Telue, sich dem edelmüthigen Anerbieten ihres Bru-

ders zu widersetzen. Seliko wies ihre Bitten und Vorstellungen zurück, weigerte sich zu lösen, und drohte, allein zu gehen, wenn sie länger sich weigern würden, mit ihm zu gehen.

Die beiden ältern fügten sich endlich seinem Willen, es ward beschlossen, daß Guberi bei der Mutter bleiben, Telue aber mit Seliko an das nächste holländische Fort gehen solle, um dann für den Preis der Freiheit seines Bruders die nöthigen Bedürfnisse einzukaufen. Beim Abschied war Seliko der einzige, der keine Thräne vergoß: aber wie unendlich viel Mühe kostete es ihm, sie zu unterdrücken, als er seine Mutter verlassen, auf immer verlassen, und sie noch täuschen mußte, indem er ihr schwor, bald wieder mit Telue zurückzukommen. Die gute Alte glaubte, daß beide, wie sie ihr gesagt hatten, in ihre vorige Hütte zurückkehren wollten, um zu sehen, ob es nicht möglich sey, wieder Besitz davon zu nehmen. Mit Mühe nur

entließ sie ihre Söhne und bangte vor den Gefahren, denen sie entgegengingen. Getrieben von einer unwillkührlichen Ahndung, lief sie noch hinter Seliko her, als dieser schon ihren Blicken entschwunden war.

Die zwei Brüder, gleich unglücklich, gleich sehr zu beklagen, kamen in wenigen Tagen nach Sabi. Das Morden hatte nun aufgehört und Friede fing wieder an zu herrschen. Der König von Dahamai, im ruhigen Besitze des Königreichs Juida, wollte den Handel mit den Europäern blühend machen und europäische Kaufleute nach Sabi locken. Mehrere derselben, Engländer und Franzosen, erschienen daher an seinem Hofe; er verkaufte ihnen seine zahlreichen Gefangenen, deren Ländereien er unter seine Krieger vertheilte. Telne fand bald einen dieser Kaufleute, der ihm hundert Thaler für seinen Bruder bot. Als er noch zögerte und zitternd an allen Gliedern über den schrecklichen Preis unterhandelte, erscholl eine Trom-

pete auf dem Hauptplatze der Stadt, und ein Ausrufer machte mit lauter Stimme bekannt: „daß der König demjenigen vierhundert Unzen Gold verspreche, welcher ihm den unbekannten Verbrecher ausliefern würde, der vorige Nacht das Serail des Königs entweiht und gegen Morgen mitten unter den Pfeilen der Wache entkommen sey.“

Kaum hörte Seliko diese Bekanntmachung, so gab er seinem Bruder ein Zeichen, den Handel mit dem Europäer nicht abzuschließen, und indem er ihn bei Seite zog, sagte er ihm: „Du mußt mich verkaufen, und ich selbst habe es gewollt, um unsere Mutter zu erhalten; aber die unbedeutende Summe, welche der Weiße so eben Dir bot, kann Euch nicht viel helfen. Vierhundert Unzen Gold hingegen sichern Euch und der Mutter für immer einen bleibenden Wohlstand. Laß uns diese verdienen; binde mich und führe mich vor den König, als den Verbrecher, den er suchen läßt. Fasse Dich

Bruder, ich weiß es sehr wohl, daß der gräßlichste Tod meiner harret; allein höchstens kann die Marter eine Stunde dauern, und als mich meine Mutter gebahr, mußte sie länger leiden."

Zitternd am ganzen Körper vermochte Telue nicht ihm zu antworten. Ergriffen von Angst, Bewunderung und Liebe fiel er zu Seliko's Füßen, umfaßte seine Knie, und beschwor ihn im Namen der Mutter, im Namen seiner Berissa, und bei allem, was ihm nur irgend theuer und heilig sey, diesem fürchterlichen Plan zu entsagen. „Wovon sprichst Du da?" antwortete Seliko mit einem schmerzlichen Lächeln. „Ich verlor meine Berissa, ich will also wieder mit ihr vereinigt werden; ich rette durch meinen Tod meine Mutter vom Hungertod, ich mache für immer meine Brüder reich, ich entgehe einer drückenden Sklaverei, die vielleicht vierzig Jahre dauern kann; meine Wahl ist unwiderruflich. Hindere

mich nicht länger, oder ich überliefere mich selbst; Du wirst dann den Preis meines Todes verlieren und den Hungertod unserer Mutter befördern."

Der Blick, der Ton, mit welchem Seliko diese letzten Worte sprach, überzeugten Telue, wie sehr ihm seine Drohung Ernst sey. Er zögerte daher nicht länger, den Willen seines Bruders zu erfüllen; suchte Stricke, band ihm die Hände auf den Rücken, benetzt von seinen Thränen, und führte ihn so vor sich her in den Palast des Königs.

Sie wurden von den Außenwachten angehalten; Telue antwortete, er wünsche vor den König zu kommen, um ihm den entflohenen Verbrecher ausliefern zu können. Er ward vorgelassen. Bedeckt mit Gold und Schmuck lag der König von Dahamai auf einem Divan von Scharlach; den Kopf an den offenen Busen der Favoritin gelehnt, die ein Kleid von Goldbrocat trug. Die

Minister, die Großen, die Befehlshaber der Truppen prächtig gekleidet, lagen in demüthiger Stellung zwanzig Schritte vom Könige auf dem Boden; die tapfersten waren durch Halsbänder von Menschenzähnen ausgezeichnet, wovon jeder einen errungenen Sieg bedeutete. Weiber mit Flinten bewaffnet, hielten die Wache an den Thüren dieses Saales, der mit Hirnschalen besiegter Feinde gepflastert war; und große goldne Gefäße mit Palmenwein, Brandwein und Liqueurs standen in kleiner Entfernung vom Sitz des Königs in einem Kreise herum.

„Beherrscher der Welt,“ sprach Telue, (denn auch in Afrika hören die Könige gern Titel, die ihnen nicht zukommen) „Beherrscher der Welt,“ sprach er, indem er sein Haupt zur Erde neigte: „ich komme Deinem geheiligten Befehle zufolge, in Deine Hände — — — —“ Er konnte nicht endigen, das Wort starb ihm auf den Lippen. Der König fragte, was er wolle; er ver-

mochte nicht zu antworten. Seliko nahm das Wort: „Großer König,“ sprach er, „Du siehest in mir den Verbrecher vor Dir, welcher, hingerissen durch eine unglückliche Liebe, in voriger Nacht in das Innere Deines Serails drang. Dieser hier, der mich gefesselt hält, war lange Zeit mein treuester Freund, und ich vertrauete ihm daher mein Geheimniß. Aus Eifer für Deinen Dienst, ward er zum Verräther am Freunde; er überfiel mich im Schlafe, band mich und führte mich hieher. Er bittet um den verheißenen Lohn, gieb ihm denselben, großer König; der Unglückliche hat ihn schwer verdient.“ —

Der König, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, gab einem seiner Minister ein Zeichen, dieser überlieferte den Gefesselten den bewaffneten Weibern und zahlte an Telue die vierhundert Unzen Gold. Dieser eilte, von dem Gold, das ihm in der Hand zu brennen schien, einige nöthige Lebensbedürfnisse zu kaufen, und kehrte dann

eiligst in die Einöde zu seiner Mutter zurück.

Auf Befehl des Königs traf man nun die Vorkehrungen zu der fürchterlichen Strafe, welche in Juida auf der Entweihung des königlichen Harems steht. Man gräbt nämlich zwei Gruben eine der andern gegenüber; in eine derselben wird die Unglückliche, die durch ihre Untreue zur Verbrecherin ward, an einen Pfahl gebunden; alle Weiber des Harem, in ihren festlichen Kleidern, gehen an ihr vorüber und schütten, unter Trommel- und Flötenschall, — siedendes Wasser ihr über den Kopf, so lange bis sie unter dieser Qual den letzten Rest des Lebens aushaucht. Ihr gegenüber wird in der andern Grube ein Scheiterhaufen errichtet, auf welchem der Verbrecher an einer eisernen Querstange festgebunden und durch zwei andere eiserne Stangen emporgehalten, langsam lebendig gebraten wird. —

Der Platz war mit gaffendem Volke be-

deckt; die Truppen des Königs, unter den Waffen, bildeten ein Viereck, strotzend von Flinten, Hellebarden und Wurfspießen.

Die Priester, in völligem Ornat, erwarteten die beiden unglücklichen Schlachtopfer, um ihnen die Hände aufzulegen und sie so zum Tode zu weihen. Beide kamen von verschiedenen Seiten, geführt durch bewaffnete Weiber. Seliko, gefaßt und entschlossen, schritt ruhig mit festem Schritte dem Tode entgegen. Als er an den Pfahl kam, konnte er sich nicht enthalten, einige Blicke auf seine ihm unbekannte Gefährtin im Tode zu werfen: wer beschreibt aber sein Erstaunen, seine Ueberraschung, sein Schrecken und seinen Schmerz, als er in ihr seine Berissa erkannte! Er stieß einen gräßlichen Schrei aus und stürzte auf sie zu; allein die Wache ergriff ihn und riß ihn gewaltsam zurück.

Bald trat Unwille an die Stelle dieser ersten Aufwallung. „Unglücklicher Thor, der

ich war," sprach er bei sich selbst; „während ich sie beweinte, während ich Gefahren und Tod nicht achtete, um sie wieder zu finden, war sie unter der Zahl der elenden Buhlerinnen, die um die Gunstbezeugungen eines Tyrannen buhlen: und nicht zufrieden, die Treue der Liebe zu brechen, brach sie auch noch die Treue gegen ihren Gebieter. Sie verdient den Namen Ehebrecherin, und den Tod, der ihrer wartet. O Mutter, für Dich allein sterbe ich; — an Dich allein will ich denken unter den Qualen des Todes!"

In eben dem Augenblick schrie die unglückliche Berissa laut auf, da sie Seliko erkannte, rief die Priester herbei, erklärte ihnen laut, daß dieser Unglückliche, zum Tod Verurtheilte, nicht jener sey, der in den Harem drang, und beschwor es beim Himmel, bei den Bergen, beim Donner und bei allen Fetischen.

Die betroffenen Priester ließen die Vollziehung des Blutgerichts aufschieben, und eil-

ten, den König von diesem Vorfall zu benachrichtigen.

Der König kam selbst auf den Richtplatz; Zorn und Unwillen im fürchterlichen Blicke.

„Elende Sklavin," sprach er mit fürchterlicher Stimme, „die Du die Liebe Deines Gebieters verwarfst und den glänzenden Rang meiner ersten Gemahlin, zu der ich Dich erheben wollte; Du, die ich ohngeachtet dieses Verbrechens großmüthig noch leben ließ, sprich, was ist Deine Absicht, da Du das Verbrechen Deines Schuldgenossen läugnest? Glaubst Du, ihn dadurch zu retten? Wenn dieser hier nicht Dein Buhle ist, so nenne mir den, der es ist, damit ich diesen Unschuldigen losspreche."

„König von Dahamai," sprach Berissa, schon an den Todespfahl gebunden: „ich konnte Dein Herz nicht annehmen — denn das meinige war bereits nicht mehr mein, ich scheue mich nicht, es zu sagen. Glaubst Du wohl, daß die Unglückliche, die nicht

lügen konnte, da eine Krone zu gewinnen stand, im Angesicht des zu erwartenden Todes werde lügen können? Nein, ich habe bereits alles gestanden, und ich wiederhole hier im letzten Augenblick mein Geständniß. Ein Mann drang diese Nacht in mein Gemach und ging erst beim Anbruch der Morgenröthe wieder heraus; aber dieser hier war es nicht. Du verlangst, ich soll ihn nennen — allein ich darf — ich will es nicht. Ich bin gefaßt auf den Tod; ich weiß, daß nichts mich retten kann, und ich verzögere den fürchterlichen Augenblick bloß deßwegen, um Dir ein Verbrechen an diesem Unschuldigen zu ersparen. Ja, ich schwöre es nochmals, König von Dahamai, das Blut dieses Unschuldigen komme über Dein Haupt. — Laß ihn frei und strafe mich — weiter habe ich Dir nichts zu sagen."

Diese Worte und der Ton, mit welchem sie gesprochen wurden, machten Eindruck auf den König; vergebens harrte man

seiner Befehle; er schwieg, schlug den Blick zur Erde nieder und konnte das innere ihm unbekannte Gefühl nicht begreifen, welches ihn zum ersten Mahl in seiner Regierung abhielt — Blut zu vergießen. — Allein er bedachte, daß Seliko sich selbst angeklagt hatte, und der Gedanke, daß Liebe die Quelle jenes Antheils sey, den Berissa für ihn so lebhaft bezeigte, erneuerte seine vorige Wuth. Er gab seinen Henkern ein Zeichen, die Flammen loderten am Holzstoße empor, die Weiber nahten sich schon mit den Gefäßen voll siedenden Wassers, als plötzlich ein Greis, keuchend, mit Wunden und Staube bedeckt, durch die gaffende Menge hindurch zu den Füßen des Königs stürzte.

„Haltet ein, haltet ein,“ schrie er dem Könige zu: „ich bin der Schuldige, ich drang in das Innere Deines Serails, um meine Tochter daraus zu entführen. Ich war Priester des Gottes, den man ehemals hier verehrte; man entriß mir meine Tochter

und führte sie in Deinen Palast. Rastlos suchte ich bis jetzt immer Gelegenheit, sie zu sehen; endlich gelang es mir, diese Nacht bis zu ihr durchzudringen. Vergebens versuchte sie mit mir zu entfliehen, Deine Wachen bemerkten uns; ich allein entkam unter einem Regen von Pfeilen, deren blutende Spuren Du an mir siehest. Ich komme, mich Dir zum Opfer zu stellen und mit der Unglücklichen zu sterben, die mir allein das Leben schätzbar machte."

Farutho hatte kaum geendet, als der König befahl, die beiden Unglücklichen loszubinden und vor ihn zu bringen. Er fragte Seliko, welch ein mächtiger Beweggrund ihn getrieben habe, einen so schmerzlichen Tod zu suchen. Seliko, dessen Herz vor Freude sichtbar schlug, die geliebte Berissa treu und unschuldig zu finden, entdeckte ohne Bedenken alles dem Könige. Er erzählte ihm sein Unglück, die Armuth seiner Mutter und seinen Entschluß, ihr durch seinen Tod die vier-

hundert Unzen Gold zu erwerben. Mit Thränen der Bewunderung und Liebe hörten Berissa und ihr Vater die Erzählung des edeln Seliko. Die Befehlshaber, die Soldaten, das Volk, alles war gerührt, und selbst der König fühlte Thränen über seine Wangen rollen, die ersten, die je seinen Augen entquollen.

So mächtig ist der Reiz der Tugend, selbst Barbaren verehren sie.

Gerührt reichte der König Seliko die Hand, hub ihn von der Erde auf und wandte sich gegen die Europäer, welche dieses seltene Schauspiel herbei gelockt hatte. „Ihr," sprach er zu ihnen, „denen Weisheit, Erfahrung und lange Kultur so gut gelehrt haben, den Werth eines Menschen bei einem Thaler zu bestimmen, sagt mir: wie viel ist wohl dieser hier werth?"

Beschämt schwiegen die Sklavenhändler und blickten erröthend zur Erde. Ein einziger Franzos — der als ächter Franzos nie um ei-

ne Antwort verlegen war, rief laut: zehntausend Goldthaler. „Man zahle sogleich diese Summe an Berissa aus," sprach der König, „und damit erkaufe sie sich Seliko als Gatten — nicht als Sklaven." Der Befehl ward vollzogen, und der König entfernte sich, überrascht von dem frohen Gefühl, das er jetzt zum erstenmale empfand.

Farutho verband noch an demselben Tage seine Berissa mit Seliko, und am folgenden Tage reisten sie sämmtlich mit ihrem Gold zu Dorina. Das frohe Erstaunen der armen Wittwe und ihrer beiden Söhne vermag niemand zu schildern; alle bildeten nun eine einzige glückliche Familie und stellten noch lange in diesem barbarischen Lande das schönste Bild eines durch die erhabensten Tugenden geschaffenen Glücks dar, vereinigt mit jenem Wohlstande, der den Genuß des Glückes erhöhet, ohne durch Ueberfluß das Gefühl dafür abzustumpfen.

Graf Cornifiz von Ulefeld.

Graf Cornifiz von Ulefeld.

Historische Skizze.

Herr von Kotzebue erwähnt in seiner Reise durch Italien einer Handschrift, die er in der Königlichen Bibliothek zu Neapel sahe, enthaltend die Rechtfertigung des Grafen von Ulefeld, von ihm selbst entworfen. Er theilt diese Schrift im Auszuge dem Publikum mit, und glaubt daraus schließen zu können, daß dem Grafen Ulefeld in mancher Hinsicht könne zu viel geschehen seyn.

Dieses veranlaßte mich zu nähern Untersuchungen über die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes, dessen Name in Deutschland ziemlich unbekannt und selbst in jenen Ländern beinahe vergessen ist, für welche

dieser Mann einst von so großer Wichtigkeit war.

Ich beschränke mich bloß auf einfache, gedrängte Darstellung, das Urtheil dem Publikum überlassend.

Cornifiz von Ulefeld war der Sohn Jakob's von Ulefeld, Reichs-Kanzlers in Dänemark, unter dem Könige Christian dem vierten. Der Vater vernachlässigte nichts an der Erziehung des Sohnes, welcher durch Leichtsinn und Unbiegsamkeit seinen Lehrern sehr viel zu schaffen machte. Nach damaliger Sitte schickte der Reichs-Kanzler seinen Sohn schon im zehnten Jahre mit einem Hofmeister nach Paris, um dort die Erziehung eines Mannes von Stande zu erhalten, welche man damals nur in Paris glaubte erlangen zu können. Dort wuchs er zum Jüngling heran.

Auf den lebhaften, leichtsinnigen jungen

Ulefeld wirkte aber der Umgang mit noch leichtsinnigern Franzosen seines Alters und Standes äusserst nachtheilig. Er überließ sich mit ihnen jeder Art jugendlicher Ausschweifung, und alle Vorstellungen und redlichen Bemühungen seines Führers waren vergebens. Tief gekränkt, dem Vertrauen des Vaters nicht entsprechen zu können, verließ ihn endlich der Führer und kehrte nach Dänemark zurück, dem Vater die traurige Nachricht zu bringen.

Der Reichs-Kanzler, der alle Mühe verloren sah, den verführten Sohn zurückzubringen, ergriff das einzige noch übrige Mittel, dessen Wirksamkeit er als Weltmann kannte; er beschloß, ihn ganz sich selbst zu überlassen, und von der Zeit, von eigner Erfahrung, die Besserung zu erwarten.

Der junge Ulefeld benutzte zügellos die unbeschränkte Freiheit. Allein mit der väterlichen Aufsicht hatte auch die väterliche Unterstützung aufgehört, und nach einiger

Zeit sah sich der junge Abentheuerer genöthigt, Mittel zu seiner Subsistenz zu suchen.

Er glaubte diese in der Nähe seines Vaterlandes eher zu finden, als in einem fernen, fremden Lande; und wandte sich daher an den Hof Anton Günthers, Grafens von Oldenburg.

Drei Jahre lebte er hier unter fremdem Namen; bis ihn der Wunsch, auf irgend eine Art wieder in sein Vaterland zurückzukehren, bestimmte, bei der dänischen Armee Dienste zu nehmen, welche eben unter persönlicher Anführung ihres Königs in Niedersachsen gegen die Truppen des Kaisers Ferdinand II. focht; obschon nicht mit dem glücklichsten Erfolge. Dem unruhigen, an Freiheit und Veränderung gewöhnten Geiste des jungen Ulefeld behagte aber die Strenge, die Eingeschränktheit und die oft so lästige Einförmigkeit seines neuen Standes nicht lange. Die Pest, an welcher er lange krank lag, vollendete seinen Ueberdruß, er verließ nach

kurzer Zeit die Armee seines Königs, um wieder nach Frankreich und Italien zurückzukehren.

Der Aufenthalt in Italien hatte für ihn die glücklichsten Folgen. Er machte in Padua die Bekanntschaft eines gebildeten, sehr gelehrten Venetianers, Cremonino, durch dessen Umgang er die Fähigkeiten ausbildete, die ihm die Natur in vorzüglichem Grade verliehen hatte. Dankbar gedachte er während seines ganzen Lebens und in allen den mannichfaltigen Veränderungen desselben, dieses vortrefflichen Mannes, und bekannte, alles was er wisse, ihm vorzüglich schuldig zu seyn.

Belehrt durch so mancherlei Erfahrungen, gebildet in einem mehr als gewöhnlichen Grade, beschloß Ulefeld, in sein Vaterland zurückzukehren, um sich die Gunst des erzürnten Vaters wieder zu erwerben. Er eilte durch Deutschland nach Kopenhagen und fand bei seinem Vater die günstig-

ste Aufnahme, die er nur immer erwarten konnte.

Die Stelle als Kammerjunker am Hofe des Königs Christian des vierten, welche er erhielt, verschaffte ihm Gelegenheit, sich dem Monarchen zu nähern. Seine Kenntnisse und seine Bildung, vollendet durch den langen Aufenthalt in Frankreich und Italien, erwarben ihm bald die Gunst des Königs. Ulefeld, vor kurzer Zeit noch irrender Abentheuerer, ward Liebling des Königs von Dänemark.

Die Würden eines Ober-Kämmerers, Reichsrathes, Gouverneurs der Insel Mone und Statthalters von Kopenhagen, die ihm alle in kurzer Zeit zu Theil wurden, waren sprechende Beweise der Königlichen Gunst. Ulefeld wußte den Obliegenheiten aller dieser verschiedenen Würden so vollkommen und so gut Gnüge zu leisten, daß selbst Neider und Feinde, an denen es ihm auf einer solchen Höhe des Glückes nicht fehlen

konnte, seinen Fähigkeiten Gerechtigkeit wiederfahren ließen.

Eine glückliche Unterhandlung, die er im Jahr 1637 als außerordentlicher Gesandter zu Wien mit dem Kaiserlichen Hofe zu Stande brachte, hob ihn noch höher in der Gunst des Königs, der nun darauf dachte, ihm den glänzendsten Beweis seiner Erkenntlichkeit zu geben.

König Christian hatte verschiedene natürliche Kinder, unter denen er Eleonoren, seine Tochter von einer gewissen Christine Munk, vorzüglich liebte. Er glaubte seinen Liebling nicht schöner belohnen zu können, als mit Eleonorens Hand; allein er ahndete nicht, daß er durch eben diese Auszeichnung den Grund zu Ulefelds nachherigem Unglück legte. Der gränzenlose, unersättliche Ehrgeiz dieses eben so unruhigen, als kühnen Mannes, erhielt dadurch jene gefährliche Richtung, die ihn aus einem Unfall in den andern, und endlich in das tiefste Elend stürzte.

Zugleich mit der Hand Eleonorens ertheilte ihm der König die höchsten der damaligen Staatswürden in Dänemark, die des Reichshofmeisters und ersten Senators. Im Besitz so wichtiger Stellen, als Günstling und Schwiegersohn des Königs, hatte nun Ulefeld den entschiedensten Einfluß in die Regierungsangelegenheiten, und er fühlte seine Wichtigkeit in vollem Umfang. Sein Stolz stieg auf das Höchste, er duldete keinen Widerspruch, und ließ selbst den König seine Empfindlichkeit fühlen, wenn seine Rathschläge nicht augenblicklich genehmigt wurden. Auch versäumte er nicht, die ihm so günstige Gelegenheit zu benutzen, um sich durch mancherlei, sehr verschiedene, Mittel einen ungeheuern Reichthum zu erwerben.

Ohngeachtet seines empörenden Stolzes, seiner Habsucht und der vielen Feinde, die er sich dadurch, und überhaupt durch sein großes Glück zugezogen hatte, erhielt er sich dennoch sehr lange auf seiner Höhe, und lei-

stete wirklich durch seine Kenntnisse und Staats-klugheit, Dänemark sehr wichtige Dienste.

Als dänischer Gesandter unterstützte er 1641 auf dem Reichstage zu Regensburg die Wiedereinsetzung des Sohnes Friedrichs des fünften, jenes unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz, den die Böhmen zum Könige erhoben, und Kaiser Ferdinand zum Bettler machte. Er schloß den, für Dänemark freilich nicht sehr vortheilhaften Frieden mit Schweden zu Bremsebroe; dagegen aber auch den sehr vortheilhaften Handlungsvertrag mit den vereinigten Niederlanden im Jahr 1647.

Kurz nach seiner Rückkehr aus dem Haag starb der Kronprinz Christian und bald darauf der König selbst. Dänemark war damals noch Wahlreich; während nun die Wahl der Stände noch unter den Prinzen des Königlichen Hauses unentschieden schwankte, war Ulefeld Beherrscher von Dänemark, dem zur Königswürde nichts als der Titel fehlte. Für seinen gränzenlosen Ehrgeiz und unge-

messenen Stolz mußte aber der Gedanke, bei dem zu wählenden Könige vielleicht seinen bisherigen Einfluß zu verlieren, eben so unerträglich, als der Wunsch im Gegentheil natürlich seyn, die Wahl so zu leiten, daß dem neuen Beherrscher nur die Würde des Königs zu Theil werden, die Macht hingegen in seinen Händen bleiben möge.

Waldemar Christian, Graf von Schleswig, der leibliche Bruder seiner Gemahlin, schien ihm aus diesen Gründen den Vorzug vor dem Prinzen Friedrich, damaligem Erzbischof von Bremen, zu verdienen, auf dessen Seite sich die Wahl der Stände mit so vielem Rechte hinneigte. Man beschuldigt Ulefeld sogar, die Krone für sich selbst gesucht zu haben. Ohne nun über den Grund oder Ungrund dieser Beschuldigung entscheiden zu können, scheint es mir wenigstens dem Charakter, den Ulefeld vor und nach dieser Epoche in allen seinen Handlungen zeigte, nicht zu widersprechen, wenn er den wirklichen Be-

sitz einer Würde suchte, deren Gewalt er so lange Zeit in ihrem ganzen Umfange geübt hatte.

Allein seine Bemühungen, die Krone seinem Schwager, oder auch vielleicht sich selbst zu verschaffen, waren fruchtlos; Friedrich ward zum König gewählt.

Es liegt wohl leider zu sehr in der menschlichen Natur, es demjenigen nie zu vergessen, der sich mit allen Kräften unserem Glücke in den Weg stellte, als daß man nicht glauben sollte, Ulefeld habe sich stets nur zu gut erinnert, daß es König Friedrich war, der ihm den Weg zum höchsten Einfluß, vielleicht zum Throne selbst, dem gewähnten größten Glücke auf Erden, versperrt hatte; so wie es auch wahrscheinlich König Friedrich nie vergaß, mit welchem Eifer sich Ulefeld bemüht hatte, ihn vom Throne auszuschließen. Wenn daher König Friedrich stets argwöhnisch und mißtrauisch war gegen einen Minister, dem er, bei so vieler Macht ihm ge-

fährlich zu werden, bei seinem bekannten alles umfassenden Ehrgeiz, bei seinem, ihm bekannten Bemühen, die Königswahl von ihm abzuleiten, wohl nichts anderes als den Willen zutrauen konnte, ihm zu schaden; so konnte es auch im Gegentheil der stolze, ehrgeizige Ulefeld dem Könige eben so wenig verzeihen, seine Pläne vernichtet, oder vielleicht gar ihn selbst verdrängt zu haben. Beide fürchteten einander, beide schienen nur auf Gelegenheit zu warten, sich zu verderben. So gingen einige Jahre hin. Ulefeld behielt seine Stellen und fuhr fort, durch jene Staatsklugheit, die niemand ihm absprechen konnte, dem Staate nützlich zu werden. Er schloß die vortheilhaften Bündnisse mit den Niederlanden über eine Defensivallianz und über den Sundzoll.

Allein bald fing sein Betragen an, dem Könige immer mehr und mehr verdächtig zu werden. Er erschien seltner in den Versammlungen der Minister und Staatsräthe;

man erzählte sich sogar mancherlei nachtheilige Bemerkungen, die sich Ulefeld hie und da über den König sollte erlaubt haben. Wenn auch alle diese wiedererzählten Reden durch das Wiedererzählen mancherlei Zusätze mochten erhalten haben; so schien doch immer irgend etwas zum Grunde zu liegen. Zu gleicher Zeit empörte der Stolz und die Anmaßungen seiner Gemahlin allgemein. Sie achtete sich der Königin gleich, und machte den Prinzessinnen des Königlichen Hauses den Vorrang streitig.

Bei dieser für Ulefeld so nachtheiligen Stimmung des Hofes und des Publikums mußte nothwendig eine äußerst auffallende Begebenheit, die eben damals sich ereignete, allgemeines Aufsehen erregen, und den Verdacht gegen den Reichshofmeister auf das Höchste bringen.

Ein eben so schönes, als mit ihren Gunstbezeugungen freigebiges Mädchen, die ganz Kopenhagen unter dem Namen Dina

hinlänglich kannte, erschien eines Morgens bei dem Obristen Walter, Befehlshaber der Königlichen Leib-Wache, und bat um geheimes Gehör.

Das Wohl des Reiches, sagte sie, bestimme sie zu einer Entdeckung, bei welcher freilich ihre Tugend nicht im glänzendsten Lichte erscheine, allein Vaterlandsliebe überwiege bei ihr jede andere Rücksicht. „Schon längst," fuhr sie fort, „findet zwischen mir und dem Reichshofmeister Ulefeld eine sehr genaue Verbindung Statt, und ich bekenne, daß ich sehr oft die Stelle seiner Gemahlin bei ihm vertrat. Auch vorige Nacht befand ich mich bei ihm; wir glaubten uns ganz sicher, unerwartet aber hörten wir seine Gemahlin kommen, und ich war genöthigt, mich zwischen dem Bette und der Wand zu verstecken. Sie setzte sich auf das Bett ihres Gemahls und zeigte ihm eine Flasche mit Gift, welches Doctor Sperling, wie sie sagte, ihr so eben überschickt habe. Aus der Folge ihres

Gesprächs hörte ich mit Entsetzen, daß dieses Gift für den König bestimmt sey. Sie verließ bald darauf das Zimmer, und der Reichshofmeister zwang mich nun, mit einem fürchterlichen Eide ewiges Schweigen über das Gehörte zu geloben. Allein ich glaube, daß die Wichtigkeit des Geheimnisses und der Zwang mich von diesem Eide hinlänglich entbinden."

Obrist Walter eilte mit dieser wichtigen Entdeckung zum Könige; Dina ward auf der Stelle verhaftet, und von einigen Reichsräthen verhört.

Ulefeld hatte aber kaum ihre Verhaftung erfahren, als er sogleich zwei Reichsräthe an den König schickte, ihn um Schutz gegen den Obristen Walter zu bitten, der gegen ihn und seine Gemahlin eine gräßliche Verschwörung angesponnen habe, deren Zweck sey, sie beide, auf was immer für Art, zu morden.

Man kann leicht denken, in welch' eine Verlegenheit, in welch' eine Verwirrung die-

se beiden, einander ganz entgegengesetzten Anklagen die Reichsräthe brachten, denen diese Angelegenheit übertragen wurde. Da ihre Weisheit nicht genügte, diesen verworrenen Handel zu entscheiden, so glaubte man die Weisheit des Himmels in Anspruch nehmen zu müssen. Im ganzen Königreich wurden Gebete angeordnet, daß Gott durch einen Zufall die Wahrheit entdecken möge. —

Allein der Himmel entschied — wie gewöhnlich — nicht. Es wurde daher ein feierliches Gericht angeordnet und alle bei dieser Angelegenheit interessirte Partheien vorgeladen.

Ulefeld und seine Gemahlin erschienen mit Königlichem Pomp, mit jenem Stolze, der beide nie verließ und seine Wirkung in diesem Gericht nicht verfehlte, auf Richter, welche, obgleich heimliche Feinde, sich dennoch nicht über die Furcht vor einem noch immer mächtigen Minister erheben konnten.

Dina konnte ihre Anklage nicht durch Zeu-

gen erweisen, sie blieb sich in ihrer Aussage nicht gleich — vielleicht nur in jenen Kleinigkeiten, aus denen die juristische Kleinigkeitskrämerei Wichtigkeiten macht. — Ihre Anklage ward daher als Verläumdung, als Verbrechen gegen den ersten Staatsbeamten erklärt, und die Anklägerin selbst zum Tode verurtheilt. Vor ihrer Hinrichtung verlangte sie noch irgend einen von der Dienerschaft des Reichshofmeisters zu sprechen. Man erfüllte ihr Verlangen; sie erklärte vor mehrern Zeugen nochmals feierlich, daß ihre Anklage richtig und gegründet sey, und ließ dem Reichshofmeister durch den abgeschickten Bedienten sagen, daß sie ihn hiermit feierlichst vor Gottes Gericht fordere, der in diesem Augenblick in ihrem Innern ihre Unschuld lese.

Ulefeld, seine Gemahlin und Doctor Sperling wurden zwar von der Anklage der Dina freigesprochen; allein Obrist Walter setzte die gerichtlichen Untersuchungen über

Ulefelds Beschuldigungen gegen ihn noch immer fort, und ließ Ulefeld von neuem über einige Punkte vor Gericht fordern.

Als aber der Tag des Gerichtes erschien, war der Reichshofmeister zum allgemeinen Erstaunen verschwunden. Er war mit seiner ganzen Familie des Nachts nach Helsingör, und von da auf einem holländischen Schiffe in die Niederlande gegangen.

Seine Flucht in diesem Zeitpunkte mußte nothwendig als Folge eines bösen Gewissens angesehen werden, und den Verdacht beinahe zur Gewißheit bringen, daß die Anklage der Dina doch wohl nicht ohne Grund gewesen sey. Ulefeld wurde daher aller seiner Würden entsetzt und seine Güter eingezogen. Allein auch das Schicksal seines Gegners, des Obristen Walter, war nicht günstiger. Er ward des Landes verwiesen; aus welchen Gründen — darüber gelang es mir nicht Auskunft zu finden.

Konnte sich wohl Ulefeld bei diesem Ver-

fahren mit Recht über die dänische Gerechtigkeit beschweren, wie er in seiner oben erwähnten Rechtfertigung es wirklich thut? Hatte er Grund, die Genugthuung, die ihm die dänische Gerechtigkeit, wie er sagt, verweigerte, bei den schwedischen Waffen zu suchen? Er ward von jener Dina des Hochverrathes angeklagt; man gestattete ihm, sich zu vertheidigen. Er ward für unschuldig erklärt, und Dina starb unter Henkershand. War das nicht die höchste Genugthuung?

Obrist Walter setzte den Prozeß fort, welchen Ulefeld selbst durch harte Beschuldigungen gegen ihn eingeleitet hatte; Ulefeld entfloh heimlich nach Holland und lud dadurch den Verdacht eines bösen Gewissens auf sich. Man entsetzte ihn seiner Stellen, man zog seine Güter ein; allein seinen Gegner traf gleiches Schicksal. War das nicht strengste Gerechtigkeit?

Auch in Holland glaubte sich Ulefeld nicht sicher genug. Die freundschaftlichen, ehe-

mals von ihm selbst befestigten, Verhältnisse dieser Republik mit Dänemark ließen ihn fürchten, daß man seine Auslieferung dem Könige von Dänemark nicht leicht verweigern werde, im Fall sie dieser verlangen sollte. Er wählte Schweden zu seinem Aufenthalt. Seine Gemahlin begleitete ihn auf allen diesen Wanderungen in Mannskleidern, und erschien sogar in dieser Verkleidung am Hofe der Königin Christina zu Stockholm. Beide wußten in kurzer Zeit die Gunst dieser seltsamen Fürstin in einem solchen Grade zu gewinnen, daß sie ihnen nicht nur Schutz und völlige Sicherheit gewährte, sondern sogar Ulefeld in den schwedischen Grafenstand erhob und ihm den Ankauf des Amtes Barth in Pommern gestattete.

Das Leben als Privatmann auf seinen Güthern in Pommern konnte aber unmöglich für immer einem Manne genügen, dem Staatsangelegenheiten und Hofkabalen Bedürfnisse geworden; dessen Stolz ehemals so

volle Nahrung an einem Hofe gefunden, wo alles vor ihm sich beugen mußte; dessen Ehrgeiz einst an den kühnsten Hoffnungen sich geweidet hatte. Er entwarf in dieser, ihm so lästigen Einsamkeit den Plan zur Rache gegen Dänemark, und kehrte wieder nach Stockholm zurück, seine kühnen Entwürfe auszuführen.

Wie Kariolan einst die Volsker zum Kriege gegen Rom bewog; so suchte jetzt Ulefeld die Königin Christine zum Krieg gegen Dänemark zu bewegen. Er malte ihr die glänzendsten Aussichten; er schilderte ihr die Eroberung der dänischen Inseln so leicht; die Unzufriedenheit der Dänen mit der Regierung Friedrichs des dritten so groß, daß nur Christinens Abneigung gegen Krieg und Eroberungen, nur ihre Vorliebe für ein ruhiges, den Musen mehr als dem Throne gewidmetes Leben, erforderlich war, um so glänzenden Vorspiegelungen zu widerstehen, und Eroberungen zu entsagen, die man ihr als so

leicht zu erwerben schilderte. Noch gab Ulefeld nicht alle Hoffnung auf, die Königin zu überreden; er glaubte, den Grund ihrer Weigerung in dem schlechten Zustande ihrer Finanzen zu finden, und wagte es, sogar ihr Vorschüsse von dem unermeßlichen Reichthum anzubieten, welchen er bei seiner Flucht aus Dänemark gerettet hatte. Allein Christine blieb unbeweglich.

Man war inzwischen zu Kopenhagen sehr gut von Ulefelds Einfluß am Stockholmer Hofe und von seinen Anschlägen gegen Dänemark unterrichtet. König Friedrich warnte die Königin von Schweden vor diesem gefährlichen Manne; machte sie genau mit den Ursachen seiner Flucht bekannt, und ließ kein Mittel unversucht, um ihr Ulefeld verdächtig zu machen. Christine schien jedoch dieser Vorstellungen nicht sehr zu achten: sie gab zwar Ulefelds Ueberredungen zum Kriege gegen Dänemark kein Gehör; allein sie begünstigte ihn fortdauernd

bis zum freiwilligen Ende ihrer Regierung.

Christinens Nachfolger, Karl der Zehnte, sah sich aber kaum im Besitz von Schwedens, damals dem Norden furchtbarer Macht; als er dieselbe zur Ausführung seiner Eroberungspläne gegen Polen wandte. Die schnellen und glänzenden Fortschritte seiner siegenden Waffen in diesem, von jeher so unglücklichen Reiche, veranlaßten den Bund der nordischen Mächte zur Rettung Polens und Demüthigung Schwedens. Auch Dänemark nahm Antheil daran und erklärte Schweden den Krieg.

Ulefeld sah nun die sehnlichst gewünschte Gelegenheit zur Rache gegen sein Vaterland gekommen. Er säumte nicht, sich zu der schwedischen Armee zu begeben, und dem Könige Karl seine Dienste zur Eroberung Dänemarks anzubieten. Sein Anerbieten ward von dem, gegen Dänemark äußerst aufgebrachten, Könige mit großen Verheißungen angenommen.

Ulefeld leistete ihm auch in der That in diesem siegreichen Feldzug die wichtigsten Dienste, die sich nur immer von einem, des Landes in jeder Hinsicht so kundigen und gegen dieses Land so Rache brütenden Manne erwarten ließen.

Mit jener, den großen Feldherrn auszeichnenden, immer zum Siege führenden Schnelligkeit, eilte der König von Schweden aus Polen, durch das nördliche Deutschland, gegen die dänischen Gränzen, die man von dieser Seite am wenigsten gefährdet glaubte. Holstein, Schleswig und Jütland waren in kurzer Zeit erobert. Der harte Winter, sonst so ungünstig für kriegerische Unternehmungen, begünstigte den Siegeslauf des Königs von Schweden. Der große und kleine Belt waren mit dickem Eise bedeckt und trugen die siegenden Schweden nach den dänischen Inseln hinüber bis vor die Thore von Kopenhagen.

Hier genoß nun Ulefeld den vollen Triumph

seiner Rache und seines Stolzes. Er ward vom Könige Karl zum Bevollmächtigten bei den Friedensunterhandlungen zu Roschild mit dem gedemüthigten Dänemark, ernannt. Im Tone des Siegers sprach er gegen die dänischen Gesandten, und ließ es hart empfinden, daß sie die Besiegten, um Frieden bittenden, waren. Gewohnt, bei keiner Gelegenheit seinen Vortheil zu vernachlässigen, blieb er auch bei diesem Friedensschluß der alten Gewohnheit getreu, und bedachte nächst dem Interesse Schwedens auch das seinige vortrefflich. Kraft eines eigenen Friedensartikels ward er mit dem Könige von Dänemark völlig ausgesöhn't — dieß ist der buchstäbliche, von ihm selbst gewählte Ausdruck — der König gab ihm alle seine eingezogenen Güter zurück, und zur völligen Genugthuung und Schadloshaltung, noch überdieß das Amt Mümhelm und St. Johanniskloster in Norwegen. Der König von Schweden aber schenkte ihm die Grafschaft Sil-

burgk und ertheilte ihm das Gouvernement der Provinz Schonen, wo er mehrere Güter besaß.

Durch die glänzendste Katastrophe sahe sich nun Ulefeld überhäuft mit Würden, Titeln und Gütern. Seine Wünsche waren erreicht; Dänemark war gedemüthigt, und er selbst hatte dazu bedeutend mitgewirkt. Er hatte sogar der dänischen Regierung Geschenke abgenöthigt und sich die vollständigste Genugthuung verschafft, da es doch keineswegs erwiesen war, ob er überhaupt irgend eine zu fordern hatte. Schweden war ihm verpflichtet; ehrenvoll belohnt und ausgezeichnet, war er einer der Ersten in diesem Reiche, und Dankbarkeit mußte ihn nun an dasselbe fesseln. Wem hätte wohl Ulefelds jetzige Lage nicht vollkommen genügt?

Aber Ulefeld war einer der Unglücklichen, denen nichts hienieden genügt, deren Ehrgeiz keine Schranken kennt, die nichts theilen, niemanden über sich oder auch nur ne-

ben sich dulden können. Es war ihm unerträglich, das Gouvernement seiner Provinz mit Gustav Steenback theilen zu müssen, den ihm mit gleicher Gewalt der König an die Seite gesetzt hatte. Er glaubte darin, vielleicht nicht mit Unrecht, eine Spur von Mißtrauen zu finden; sein Stolz war beleidigt, sein Ehrgeiz gekränkt und Rache kochte in seinem Innern. Er glaubte sich jetzt schwer beleidigt von Schweden, wo man als Flüchtling ihn aufgenommen, wo man ihn geschützt, ihn mit Ehrenstellen und Gütern beschenkt hatte, er glaubte sich beleidigt, bloß weil man seiner Herrschsucht, seinem Ehrgeize nicht freien Spielraum ließ. Beleidigter Stolz, gekränkter Ehrgeiz und Durst nach Rache machten ihn alle Verbindlichkeiten gegen Schweden, so wie allen Groll gegen Dänemark in gleichem Grade vergessen. So wie er vor kurzem noch durch Schweden sich an Dänemark gerächt hatte, so beschloß er es jetzt eben so an Schweden durch Dänemark

zu thun. Die Provinz, die ihm vertraut war, wollte er losreißen von Schweden und sie Dänemark wiedergeben, dem sie erst durch Gustav Horn unter Christinens Regierung war entrissen und mit Schweden vereinigt worden.

Zu Malmor pflog Ulefeld geheime Unterhandlungen mit den Vornehmsten der Provinz, um sie für seine Absichten zu gewinnen. Sie zeigten sich sehr geneigt, äußerten Unzufriedenheit mit der schwedischen Regierung und entlockten ihm so den ganzen treulosen Plan.

Kaum waren sie im Besitz seines gefährlichen Geheimnisses und der nöthigen Zeugnisse gegen ihn, so eilten sie, als Männer von Ehre und Pflichtgefühl, mit ihrer wichtigen Entdeckung nach Stockholm. Die Königin Hedwig Eleonore regierte als Mutter und Vormünderin des unmündigen Königs Karl des Eilften. Sie zitterte, als sie von der Gefahr unterrichtet ward, die schönste,

blühendste Provinz des Reichs durch so treulose Verrätherei zu verlieren und sich in einen Krieg verwickelt zu sehen, den sie so sehr zu vermeiden Ursache hatte. Auch zögerte sie nicht, die nöthigen Maßregeln zu treffen.

Ulefeld ward verhaftet. Er sahe nun seinen ganzen Anschlag gescheitert und sein Leben selbst auf dem Spiele. Um aber wenigstens dieses aus den Trümmern seiner Hoheit zu retten, verfiel er auf das seltsamste Mittel, das je in ähnlichen Fällen gebraucht ward; er stellte sich vom Schlag getroffen und der Sprache beraubt. Alle Verhöre, alle Untersuchungen, die man über die ihm gemachten Beschuldigungen anstellte, waren vergebens: man schöpfte zwar Argwohn von Verstellung und glaubte durch die Zeit Gewißheit darüber zu erlangen; allein Ulefeld hatte Ausdauer genug, seine angenommene Rolle funfzehn Monate lang fortzuspielen.

Der französische Gesandte zu Stockholm hatte sich mittlerweile — ich kann nicht ge-

nau bestimmen aus welchem Grunde — für Ulefeld am Hofe verwendet, und es war eben daran, ihn, auf diese entscheidende Verwendung, in Freiheit zu setzen; als Ulefeld selbst, so wie einst in Dänemark, dieser ehrenvollen Genugthuung auf die unglücklichste Art zuvorkam.

Die Theilnahme des Gesandten an seinem Schicksal war ihm wahrscheinlich ganz unbekannt geblieben. Er hatte daher mit seinem Bedienten einen Plan zum Entkommen aus dem Gefängnisse entworfen, der vollkommen gelang. Der treue Diener ließ unter den Fenstern des Gefängnisses einige unbändige Hengste los, die einen Auflauf des Volkes veranlaßten. Alles rief um Hülfe; die Wächter des Gefängnisses verließen ihre Posten und eilten hinzu, mehr um die Zahl der Gaffer zu vermehren, als um zu helfen. Der Bediente benutzte aber nebst einigen Gehülfen ihre Abwesenheit, um Ulefeld zu entführen. Alles ging nach Wunsche.

Ulefeld entkam mit seiner Gemahlin, beide als Geistliche verkleidet, glücklich nach Kopenhagen, das er einige Jahre zuvor unter ähnlichen Umständen verlassen hatte, unter welchen er es jetzt wieder betrat. Eben die Stadt, welche er damals auf so zweideutige Art verließ, wählte er jetzt zu seinem Asyl, in vollem Vertrauen auf seine Aussöhnung mit dem dänischen Hofe im Friedenstraktat zu Roschild.

Allein er konnte keinen ungünstigern Zeitpunkt wählen, als eben diesen; und es läßt sich bei jener vorsichtigen Klugheit, die er sonst immer in allen Katastrophen seines wechselvollen Lebens bewies, nicht anders vermuthen, als daß ihm der Kopenhagner Frieden, der kurz auf den Roschilder folgte, in seinem Inhalte ganz unbekannt müsse geblieben seyn. Durch diesen Friedensschluß war aber jener von Roschild ganz aufgehoben, und der Angelegenheit des Grafen von Ulefeld, so wie seiner Aussöhnung mit dem Könige von Dä-

nemark mit keinem Worte gedacht. Ueber- dieß war eben damals in Dänemark die Regierungsform geändert und dem Könige die Souveränetät übertragen worden. König Friedrich kannte aber aus Erfahrung Ulefelds Gesinnungen gegen sich, und mußte wohl mit Recht die Unternehmungen eines Mannes fürchten, der einst, von einer feindlichen Macht unterstützt, das Vaterland seinem Ehrgeize und seiner Rache geopfert und jetzt an eben der Macht, die ihn damals geschützt und mit Wohlthaten überhäuft hatte, aller Dankbarkeit vergessend, zum Verräther geworden war.

Ulefeld war, wie gesagt, in den Kopenhagner Frieden nicht mit eingeschlossen, die dänische Regierung glaubte sich daher durch nichts gebunden. Er ward verhaftet und nebst seiner ganzen Familie nach der Insel Bornholm in enge, jedoch anständige Verwahrung gebracht. War es das Bewußtseyn seiner Schuld, oder unzeitige Sehn-

sucht nach Freiheit, oder war es jene Unruhe, die ihn stets verfolgte, was den Grafen von Ulefeld abermals bestimmte, dieser Verwahrung zu entfliehen? Eben jener Bediente, der ihn in Schweden aus dem Gefängniß befreit hatte, half ihm auch aus diesem entkommen. Die eisernen Fensterstäbe wurden mit Scheidewasser mürbe gemacht und zerbrochen; aus den zerschnittenen Betttüchern wurden Seile gemacht, an denen sich Ulefeld, seine Gemahlin und der treue Diener hinabließen. Sie eilten an das Ufer, wo Ulefeld durch eine ansehnliche Summe einen Schiffer zu gewinnen suchte, um ihn mit den Seinigen an die nahe Küste von Schonen überzusetzen. Dem Schiffer gab die große, ihm gebotene Summe, die Eile und Aengstlichkeit dieser drei Personen Verdacht; er weigerte sich, sie überzufahren, und eilte, während die Flüchtlinge ein anderes Schiff am Ufer suchten, den General Fuchs, Kommandanten der kleinen Insel, von dem Vorfall zu be-

nachrichtigen. Der General zweifelte nicht, daß Ulefeld der Flüchtling sey; er eilte selbst mit einem Kommando an das Ufer, und holte die Entflohenen in eben dem Augenblick ein, als sie ein Schiff bestiegen und nach Schonen absegeln wollten.

Ulefeld ward nun von den Seinigen getrennt, alles baare Geld und alle Juwelen, deren Werth man allein auf 30,000 Rthlr. angab, ihm abgenommen und, statt des vorigen erträglichen Gefängnisses, ward nun ein tiefes, finsteres und moderiges Gewölbe seine Wohnung.

Es war ein eigenes, sonderbares Mißgeschick in dem Leben dieses merkwürdigen, unglücklichen Mannes, daß er immer in dem Augenblick seine Fesseln brechen und dadurch sein Schicksal verschlimmern mußte, in welchem man ihm diese Fesseln abnehmen und ihn in Freiheit setzen wollte. Auch damals, als er aus dem Gefängnisse auf Bornholm zu entfliehen suchte, hatte der französische Ge-

sandte den Hof zu Stockholm bewogen, sich mit ihm vereinigt in Kopenhagen für Ulefeld zu verwenden; und eben wollte die dänische Regierung diesen Vorstellungen nachgeben, als Ulefelds verunglückter Versuch zu entfliehen, alles verdarb. Man glaubte, darin einen sichern Beweis für Ulefelds Strafbarkeit zu finden. Selbst am schwedischen Hofe trat man dieser Meinung bei. Ulefeld verlor seine Güter in Schweden, und alle Unterhandlungen zwischen beiden Höfen zu seiner Befreiung wurden abgebrochen.

Aller Mittel zum Entfliehen, aller Verwendung zu seinem Besten beraubt, blieb jetzt für Ulefeld nur ein Mittel noch übrig, das letzte und das härteste für seinen Stolz — den König um Gnade zu bitten. Lange kämpfte der stolze, unbiegsame Mann, der einst diesem Könige sich gleich geachtet, und später zu Roschild die Bevollmächtigten desselben gedemüthigt hatte; doch Liebe zur Freiheit siegte über Stolz und Ehrgeiz. Der

Graf von Ranzau kam eben als königlicher Bevollmächtigter nach Bornholm, um die Erbhuldigung für den souverän gewordenen König einzunehmen. An diesen wandte sich Ulefeld, übergab ihm eine Bittschrift an den König, und bat ihn, seinen Einfluß für ihn zu verwenden.

Ranzau versprach es und hielt Wort. Ulefeld ward nach einigen Monaten nach Kopenhagen gebracht, in Freiheit gesetzt und begnadigt. Allein sein Stolz hatte vorher eine schwere Prüfung zu überstehen. Um seine Freiheit wieder zu erhalten, mußte er dem Könige eine feierliche Abbitte thun, ihm den Vasalleneid schwören und durch einen schriftlichen Revers sich verbindlich machen: seine übrige Lebenszeit ruhig zu Ellesburg auf Fühnen zu verleben, k ine Dienste irgend einer fremden Macht zu suchen, sich ohne königliche Erlaubniß nicht aus Fühnen zu entfernen, und endlich, sich nicht an dem General Fuchs zu rächen, für die harte Behand-

lung im Gefängnisse auf Bornholm. Der vierte Theil seiner eingezogenen Güter in Dänemark ward ihm zurückgegeben; allein die in Schweden gelegenen blieben verloren.

Diese Maaßregeln beweisen, wie vielen Grund man hatte, Ulefelds unruhigen, ränkevollen Geist zu fürchten: und weit entfernt, durch sein folgendes Benehmen diesen Argwohn zu widerlegen, rechtfertigte er ihn vielmehr in vollem Maaße.

Kurze Zeit nur hatte er sich auf seinen Gütern in Fühnen aufgehalten, als er sich vom Könige die Erlaubniß erbat, seiner Gesundheit wegen die Bäder von Spaa besuchen zu dürfen. Er erhielt diese Erlaubniß; kaum aber sah er sich außerhalb der dänischen Staaten, als er an der Ausführung der Pläne arbeitete, die er während seines Aufenthaltes auf Fühnen entworfen hatte.

Es ist nicht ganz erwiesen, welches der Zweck dieser Pläne möge gewesen seyn, und ob jener Zweck, nach welchem man ihn des

Majestätsverbrechens für schuldig erkannte, gegründet war oder nicht. Allein von welcher Art immer das Ziel seines rastlosen Strebens seyn mochte; so schienen doch seine Bewerbungen um die Unterstützung fremder Mächte auf etwas schwer zu Erreichendes, und mehr als Gewöhnliches schließen zu lassen.

Nur kurze Zeit hielt er sich zu Spaa auf. Er reiste nach Holland, bald darauf unter angenommenem Namen nach Paris und ließ sich endlich zu Brügge, in Flandern, nieder. Von hier aus — in der Mitte der Staaten, deren Theilnahme an seinen Entwürfen er suchte, — arbeitete er an der Vollendung derselben: als plötzlich ein fürchterlicher Schlag das ganze, mühsam aufgethürmte Gebäude seiner Hoffnungen zerschmetterte.

Der dänische Hof war, — unbekannt auf welche Art — seinen Entwürfen und seinen Absichten auf die Spur gekommen, welche, wie man sagte, auf nichts Geringeres

gingen, als auf die Entthronung des Königs Friedrich.

Es fehlt mir an genauern Aufschlüssen über diese noch immer in Dunkel gehüllte Angelegenheit, um über den Grund jener Beschuldigung und über den Zweck historisch urtheilen zu können, den Ulefeld eigentlich durch die Entthronung Friedrichs beabsichtigte.

Dieser Beschuldigung gemäß ward der Graf von Ulefeld in Dänemark als Majestätsverbrecher erklärt, und verurtheilt, durch den Henker die rechte Hand und den Kopf zu verlieren, sodann aber geviertheilt zu werden. Dieses Urtheil ward auch wirklich zu Kopenhagen an einem wächsernen, ihm gleichenden Bilde vollzogen. Er ward vorher des Adels entsetzt; sein Wappen durch den Henker zerbrochen; sein Wohnhaus abgebrannt und eine Schandsäule auf den Trümmern errichtet. Seine Güter wurden abermals sämmtlich eingezogen, auf seinen Kopf ein

Preis gesetzt und alle Mächte Europens um seine Auslieferung ersucht.

Geächtet, entehrt, für vogelfrei erklärt, ohne Schutz und ohne Vaterland lebte nun Ulefeld zu Brügge, jeden Augenblick für seine Freiheit, für sein Leben besorgt. Vor Mangel schützten ihn zwar ansehnliche Summen in Kostbarkeiten und Edelsteinen, die er bei seiner Abreise aus Dänemark mitgenommen hatte, allein seine Existenz war durch nichts geschützt; jeder Bettler konnte den Preis verdienen, den man in Dänemark auf seinen Kopf gesetzt hatte. In dieser angstvollen Lage fand Ulefeld Gelegenheit, seiner niedrigen Rachsucht, die durch sein Mißgeschick nur noch heftiger wurde, ein kleinliches Opfer zu bringen, ein Opfer, für ihn eben so entehrend als zweck- und fruchtlos.

General Fuchs, der einst Ulefeld auf der Insel Bornholm im Augenblick der Flucht eingeholt und verhaftet hatte, kam auf einer Reise durch Brügge. Ulefeld ließ ihn

durch seinen Sohn Christian im Wagen erschießen. —

Noch immer gab Ulefeld die Hoffnung nicht auf, irgend eine Macht Europens zur Theilnahme, zur Unterstützung zu bewegen. Er schickte in dieser Absicht seine Gemahlin, deren Geschicklichkeit er einst den Schutz der Königin Christine von Schweden verdankte, in gleicher Absicht nach London. Sie hielt sich, als geschickte Unterhändlerin, lange im Stillen in London auf und suchte sich Gönner am Hofe zu verschaffen, ehe sie den König sprach. Sie reiste endlich, nach erhaltenem Gehör bei dem König, wieder ab, man weiß nicht, mit welchem Erfolge ihrer Bemühungen. Allein der dänische Gesandte war von ihren Bewerbungen am Hofe durch Kundschafter unterrichtet; er verlangte ihre Auslieferung, und seinem Verlangen gemäß wurde sie in Dover verhaftet, wo sie sich eben einschiffen wollte, um nach Flandern zurückzukehren. — Sie ward nach Dänemark

gebracht und dort zu ewigem Gefängniß verurtheilt.

Die Nachricht von dem Mißlingen seines letzten Versuches und dem traurigen Schicksal seiner Gattin erfüllte Ulefeld mit Schrecken und banger Besorgniß für seine eigene Sicherheit, die er nun in Brügge mehr als je gefährdet glaubte. Mit seiner Tochter und seinen drei Söhnen verließ er Brügge und ging nach Basel. Dort lebte er als Engländer, unter dem Namen Johann Anglois. Man hielt ihn allgemein für einen Juwelenhändler, weil er immer von Zeit zu Zeit Juwelen — die letzten, die er noch hatte, verkaufte. In der ärmlichsten Kleidung ging hier der Mann, dem einst keine Hoheit genügte, der einst selbst im Ueberfluß noch Mangel fühlte, mit dem Korbe am Arme auf den Markt und kaufte die Bedürfnisse seines frugalen Unterhaltes mit ängstlicher Sparsamkeit ein.

Allein bald war der unglückliche, über-

all vertriebene und geächtete Mann auch hier, im Lande der Freiheit, nicht mehr sicher. Ein Niederländer, der einst seinen ältern Sohn in Rom gekannt hatte, kam nach Basel, erkannte die unglückliche Familie und vernichtete so ihre Sicherheit.

Abermals sollte nun Ulefeld unter einem andern Himmel Schutz und Ruhe suchen, die man ihm überall versagte, wo sein Name bekannt ward.

Vom Alter geschwächt, von Leiden darniedergedrückt und von einer verzehrenden Brustkrankheit dem Tode nahe gebracht, bereitete er sich zur Flucht. Mit dem Wenigen, was er entbehren konnte, versehen und von seinem letzten Vatersegen begleitet, entließ er seine Kinder und schickte sie nach Lausanne. Er selbst miethete sich ein kleines Schiff, um auf dem Rhein nach Elsaß zu schiffen. Seine Schwäche nahm auf dieser Reise stündlich zu; der Schiffer legte endlich nahe vor dem kleinen Städtchen Neuenburg

ans Ufer, um den Sterbenden mit einem Trunke frischen Wassers zu laben. An einen Baum gelehnt, schlürfte der entkräftete Greis das Wasser, blickte noch einmal auf, und sank todt zur Erde. (1664.)

Die Geistlichen des nahen Klosters begruben den Leichnam; aber seine Söhne ließen ihn wieder ausgraben und gaben ihm auf freiem Felde die Ruhe, die der Unglückliche im Leben vergebens gesucht hatte.

Seine Gattin starb im Gefängnisse; und seine unglücklichen Kinder suchten unter fremden Himmelsstrichen ein anderes Vaterland, statt des verlornen, das ihnen der Name ihres Vaters für immer verschloß.

Die
Grafen von Oldenburg,
oder der
Kampf mit dem Löwen.

Die Grafen von Oldenburg,

oder

der Kampf mit dem Löwen.

Einst war eine Zeit, wo teutsche Männer mit hohem Muthe für Freiheit, Freundschaft und Eigenthum kämpften. Der Bedrängte fand in jedem Teutschen einen Verfechter seiner Rechte, und die Bande des Blutes erheischten es, sein Blut für den gedrückten Verwandten zu vergießen.

Sie ist dahin jene Zeit der großmüthigen Aufopferung für Vaterland, Freiheit und Freundschaft; Egoismus hat sie verdrängt und ihr Andenken lebt nur noch in Chroniken und Romanzen, wie in den Mythen die Tha-

ten der Götter und Heroen im Kindesalter der Menschheit.

Irre geleitet von habsüchtigen Geistlichen, beherrscht von ehrgeizigen Großen, und hingerissen von jugendlichem Leichtsinn, von raschem, feurigem Temperament, regierte Kaiser Heinrich IV. über Teutschland, in einem Zeitalter und unter Verbindungen von Umständen, welche die ganze selbstständige Kraft und den hellen, ungetrübten Blick des größten Regenten erforderten.

Unter allen seinen Rathgebern war es vorzüglich Adalbert, Erzbischof von Bremen, der die mehrste Macht und den stärksten Einfluß auf ihn hatte. Adalbert, welcher für alle andere am gefährlichsten, immer am meisten bemüht war, diesen Einfluß zu seinem Nutzen zu verwenden.

Adalbert hatte großen Antheil an Heinrichs Erziehung gehabt. Er hatte aus Hein-

rich den Fürsten geformt, wie er ihn wünschte — schwach und leicht zu leiten. Längst schon den Kinderjahren und dem ersten Jünglingsalter entwachsen, stand dennoch der Kaiser fortdaurend unter der gewohnten Leitung des ehrgeizigen Lehrers, der nur bemüht war, die Früchte seiner Saaten zu ernten.

Im hohen Grade besaß Adalbert jenen Geist der Hierarchie, dessen charakterisirende Züge Herrschsucht, Habsucht und Ehrgeiz sind. Seinen Ehrgeiz kränkte es, daß der Bischof von Würzburg ein größeres weltliches Gebiet besaß, als sein Erzstift; daß er sogar Herzog von Franken, und dadurch über alle Grafen und Herren dieser Provinz gesetzt war. Ihn gelüstete, seinem Erzstifte ein ähnliches, wo möglich noch größeres Gebiet und sich die Herzogswürde zu erwerben. Weislich berechnete er, daß ihm das Zweite leichter gelingen werde, wenn er nur das Erstere vollbracht habe. In dieser Hinsicht

schien ihm die Erwerbung des Rustringer und Budiatinger Landes eine beträchtliche Erweiterung seines Gebietes und ein großer Schritt zu seinem Zwecke. Dieses Land, nach seinen Bewohnern damals Friesland genannt, war den Grafen von Oldenburg unterworfen, denen es einen jährlichen Tribut entrichtete, und dagegen ungestört seiner alten, sehr großen Freiheiten genoß.

Das war jedoch kein Hinderniß für die Entwürfe des herrschsüchtigen Erzbischofs, den die Politik des römischen Stuhles schon längst gelehrt hatte, wie man sich in solchen Fällen gegen Laien benehmen müsse. Sehr geschickt wußte Adalbert dem leicht zu bethörenden Kaiser den Grafen Huno von Oldenburg als einen heimlichen Anhänger seines Gegners, Rudolphs von Schwaben, zu schildern und ihm zu zeigen, daß seine Sicherheit und sein Vortheil es erfordere, die beträchtliche Macht dieses Grafen so zu schwächen, daß nichts von ihm zu fürchten, daß

er außer Stand sey, die Partei Rudolphs thätig zu unterstützen. Eine alte Schenkungsurkunde, deren diplomatische Aechtheit Geschichtsforscher bestimmen mögen — angeblich ausgestellt von Karl dem Großen über einen Theil Frieslands an das Erzstift Bremen, bewies dem Kaiser die gegründeten Ansprüche des Erzstiftes auf diese Provinz. Er zögerte nicht, diese Schenkung zu erneuern und sie über das ganze Friesland auszudehnen, statt daß sie vorher nur einen Theil desselben begriffen hatte. Heinrich glaubte dadurch einen heimlichen, gefährlichen Feind entkräftet und zugleich seinen alten Lehrer und Günstling sich noch mehr verbunden zu haben. Der Erzbischof sprach nun die Friesen von dem geleisteten Eide des Gehorsams gegen den Grafen von Oldenburg los, und forderte sie auf, ihm den Eid zu leisten, oder widrigenfalls der Rache der Kirche, des Interdiktes und Bannes, gewärtig zu seyn.

Unerwartet kam dem Grafen von Olden-

burg die Nachricht von dem feindlichen Beginnen des Erzbischofs; da er vorher und bis auf diesen Zeitpunkt nie mit demselben in Zwist oder Streit, sondern in ruhiger Nachbarschaft gelebt hatte. Er beschloß, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und entbot zu diesem Zwecke alle seine Vasallen und Mannen nach seiner festen Burg Jaddelhöhe — jetzt Jaddelö. — Mit einfacher schlichter Beredsamkeit trug ihnen hier der ehrwürdige Greis seine bedrängte Lage und die Unternehmungen Adalberts gegen ihn vor, sie an ihren Lehnseid, an ihre Vasallenpflicht erinnernd und auffordernd, ihn in diesem gerechten, von ihm nicht begonnenen Kampfe thätig zu unterstützen. Alle versprachen und gelobten es, fest entschlossen, das Versprechen zu halten.

Mächtig genug wäre nun Graf Huno, von seinen Lehnsleuten thätig unterstützt, gegen die Reisigen Adalberts gewesen; hätte dieser nicht mit den damals fürchterlichen

Waffen der Kirche gegen ihn gekämpft. Er entband nämlich alle Vasallen des Grafen von Oldenburg ihrer Verbindlichkeit, ihren Lehnsherrn zu unterstützen; drohte ihnen sogar mit Bann und Exkommunikation, wenn sie es wagen würden, ihre Waffen gegen die heilige Kirche zu kehren. Diese schreckliche Drohung wirkte; unthätig blieben die meisten, nur wenige wagten es, des geistlichen Donners spottend, die unterdrückte gerechte Sache gegen geheiligte Habsucht und Hinterlist zu vertheidigen.

Unterdessen hatte Adalbert viele Reisigen auf verborgenen Wegen, und sogar in bedeckten Wagen versteckt, nach Friesland geschickt, und sich mehrerer Burgen und Städte bemächtigt, aus denen er die schwachen Besatzungen des Grafen von Oldenburg vertrieb oder zu Gefangenen machte. Allein die Friesen waren keineswegs geneigt, die weltliche Oberherrschaft gegen die geistliche zu vertauschen. Weit entfernt, jenem beliebten Spru-

che des geistlichen Regimentes Glauben beizumessen, welcher sagt, unter dem Krummstabe sey gut wohnen, weit entfernt davon, hielten sie vielmehr den Krummstab für das Symbol der Habsucht. Sie empörten sich gegen die von Adalbert ihnen gesetzten Befehlshaber; weniger aus Treue und Anhänglichkeit an ihren zeitherigen Oberherrn, als vielmehr aus der Absicht, bei dieser Gelegenheit ihre gänzliche Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen.

Graf Huno von Oldenburg war bereits sehr alt und von jeher nicht für Krieg und Schlachten geeignet. Er beschloß daher zuerst, bei dem Kaiser Schutz und Hülfe gegen Adalberts Feindseligkeiten zu suchen, ehe er es wagte, Gewalt der Gewalt entgegen zu setzen. Sehr schlecht mußte aber wohl der friedliche Greis von der Lage der Dinge an diesem Hofe unterrichtet seyn, daß er glaubte, dort Hülfe gegen den Liebling des Kaisers zu finden, den dieser noch überdieß selbst zur

Besitznahme von Friesland berechtiget hatte. Der Erfolg dieser Maaßregel entsprach auch vollkommen der Zweckwidrigkeit derselben. Graf Huno erhielt vom Kaiser keinen Bescheid, und Adalbert, erzürnt über den Grafen, der es wagte, gegen ihn zu klagen, und angelockt durch die friedfertige Unthätigkeit desselben, beschloß, so viel Vortheile als möglich davon zu ziehen. Er warb neue Reisigen und überfiel mit einer, zu jenen Zeiten nicht eben gewöhnlichen Schnelligkeit das Land Oldenburg.

Graf Huno, wehrlos und verlassen von seinen, durch den Bann des Erzbischofs geschreckten Vasallen, floh aus seiner Hauptstadt Oldenburg, welche bald von den siegenden Truppen des geistlichen Eroberers besetzt ward. Nicht zufrieden mit so glänzenden Fortschritten seiner Waffen, wiegelte dieser noch die Unterthanen gegen den bedrängten Huno auf. Seine Leute hatten sogar zu Oldenbrocke die Brüder des Grafen,

Dietrich und Johann, überfallen und ermordet.

Bedrängt von allen Seiten flehte Huno seinen Schwager Hanno, Herrn zu Pottenburg und Memmenburg, um Hülfe und Beistand an. Allein sey es nun, daß Hanno die Bande der Schwägerschaft nicht stark genug fühlte; sey es, daß der gedrohte Bann des Erzbischofs ihn schreckte, oder, daß er wirklich selbst nicht im Stande war, seinen Schwager thätig zu unterstützen; genug er blieb ruhig auf seinen Burgen, und Adalberts Reisige bemächtigten sich einer Burg nach der andern im Lande Oldenburg.

Niedergedrückt von so mancherlei bitterm Leiden und Mißgeschicke, nahm Graf Huno seine Zuflucht zu dem Himmel. Er betete unaufhörlich zu Rastade, seinem Zufluchtsorte; und sein geistlicher Gegner benutzte unterdessen seine fromme Apathie und die errungenen Siege vortrefflich am Hofe des Kaisers.

Er hatte dem Kaiser schon vorher den Grafen von Oldenburg als einen heimlichen, sehr ergebenen Anhänger Rudolphs von Schwaben geschildert. Dieser Gegenkaiser war besiegt und zu Merseburg an seiner Wunde gestorben, seine Parthei zerstreuet und seine Anhänger wurden nun von dem, durch seine Siege stolz gemachten Heinrich hart bestraft. Adalbert rieth ihm, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um an dem Grafen von Oldenburg ein abschreckendes Beispiel für alle Aufwiegler aufzustellen und seine Macht dadurch zu befestigen.

Als Empörer gegen den rechtmäßigen Kaiser, als Anhänger eines Verräthers, ward nun Graf Huno nach Goßlar vorgeladen, sich zu verantworten. Obgleich ganz frei von diesen, durch Adalbert ihm gemachten Beschuldigungen, wagte es doch Huno nicht, sich in Goßlar zu stellen, fürchtend den mächtigen Einfluß seines ränkevollen Gegners bei dem leicht zu leitenden Kaiser. Allein er be-

dachte nicht, daß auf der andern Seite eben dieses Außenbleiben ihn selbst bei Partheilosen in den Verdacht des bösen Gewissens bringen, daß es Adalbert sehr gut zu seinem Vortheil, zur Unterstützung seiner Beschuldigungen benutzen werde. Alles dieß erfolgte; Huno ward als Verächter der Majestät, des Reichsoberhauptes abermals nach Goßlar geladen.

Um nicht härtern Maaßregeln sich auszusetzen, erschien der gebeugte Greis vor dem, zwar nicht ungerechten, aber von Vorurtheilen gegen ihn eingenommenen Kaiser, begleitet von seinem Sohn Friedrich, der kaum zum Jünglinge gereift war. Beide wurden in enger, aber doch ritterlicher, Gefangenschaft gehalten, und Huno endlich vor das über ihn versammelte Gericht gebracht. Adalberts Geist sprach aus diesem Gericht.

Huno ward hier beschuldigt, den Gegenkaiser Rudolph von Schwaben heimlich unterstützt zu haben; seine Weigerung, bei der er-

sten Ladung in Goßlar zu erscheinen, ward als Beweis dieser Beschuldigung angenommen und er, dem zu folge, als Verräther an der Majestät des rechtmäßigen Reichsoberhauptes, als solcher aber seiner Länder für immer verlustig erklärt. Der Sitte jener Zeiten gemäß, ward ihm jedoch gestattet, seine Unschuld im Kampfe mit einem Löwen zu erweisen.

Mit duldender Ergebung in sein Schicksal, welches er in frommer Gutmüthigkeit bloß für ein Strafgericht des erzürnten Himmels hielt, hörte Huno sein hartes Urtheil an; durch das Gefühl seiner Altersschwäche nur zu deutlich überzeugt, daß er den Kampf mit dem Löwen nicht bestehen, daß er erliegen und dem Anscheine nach als Schuldiger sterben werde.

Tief erschüttert durch des Vaters unverdientes Leiden und empört durch Adalberts scheinheilige Hinterlist, faßte aber Friedrich den großen Entschluß, für den Vater den

Kampf zu wagen; ihm Leben und Ehre und sich das våterliche Erbtheil zu erkämpfen, welches man ihm so ungerecht entreißen wollte. Ohne dem Vater den edlen Vorsatz zu entdecken, eilte er, sich vom Kaiser die Erlaubniß zu erbitten, und er erhielt sie, so sehr auch Adalbert den Kaiser abzuhalten sich bemühte. In Heinrichs Seele lagen Keime großer Entschlüsse, großer Thaten; nur wurden sie durch schlechte Erziehung und späterhin durch schlechte Rathgeber im Aufkeimen unterdrückt. Allein noch immer blieb er für das Edle und Große empfänglich, wußte es an andern zu schätzen, und Friedrichs edles Unternehmen flößte ihm Achtung und Bewunderung ein, die kein Adalbert zu ersticken vermochte.

Freudig eilte Friedrich zu seinem gebeugten Vater zurück, ihm seinen Entschluß und des Kaisers Bewilligung zu verkünden. Hier, im dunkeln Kerker, entstand nun der schönste, edelste Streit der bangen våterlichen Sorgfalt gegen hohe Kindesliebe, entschlossen, das Le-

ben für das Leben und die Ehre des Vaters zu wagen.

Nur mit Mühe, nur durch die Vorstellung, daß es den Kaiser noch mehr aufbringen würde, wenn man seine Erlaubniß erbeten habe, ohne sie zu benutzen, ward endlich Huno bewogen, den großmüthigen Entschluß des Sohnes zu billigen. Der folgende Tag ward zum entscheidenden Kampfe bestimmt.

Voll Angst und banger Besorgniß, den edeln Sohn einer so schrecklichen Gefahr aussetzen zu müssen, verfiel der bekümmerte Vater auf ein Mittel, so seltsam zwar, als es nur bangende Vaterliebe ausdenken kann, allein eben so zweckdienlich; ein Mittel, die Wuth des Löwen im ersten Augenblicke von dem Sohne abzuleiten und diesem dadurch Zeit zu geben, seinen Vortheil gegen das grimmige Thier zu ersehen.

Der Tag des Kampfes brach an, und mit frühem Morgen erschien der Kaiser, begleitet von Adalbert und zahllosen Rittern

und Damen auf den Schaubühnen, die den Kampfplatz umgaben. 'Mit edlem Anstand, mit hohem, männlichem Muthe trat Friedrich in die Schranken, den Kaiser und die Damen ritterlich begrüßend. Keine war unter den Schönen, die nicht für den eben so liebenswürdigen, als großmüthigen Jüngling den Sieg mit heißen Wünschen erfleht hätte.

Der Löwe ward seinem Kerker entlassen, und nahete, seiner Fesseln entledigt, mit schrecklichem Gebrüll. Als Friedrich ihn erblickte, sprang er gegen die Schranken zurück, wo ihm ein Knappe die kluge Erfindung des besorgten Vaters darreichte – einen Mann von Leder gemacht, ausgefüllt mit Blute und Eingeweiden eines Ochsen und äußerlich bestrichen mit Fette. Gewandt drehte sich nun der Jüngling gegen den Löwen, den ledernen Mann ihm entgegen streckend. Das hungrige Thier, angereizt durch den Geruch des Fettes, fiel wüthend diesen an, Friedrich benützte aber diese seine

Wuth, um dem grimmigen Feinde sein Schwert in die Brust zu stoßen. Röchelnd sank der Löwe in den Sand; sein Sieger versetzte ihm den letzten Stoß und trennte mit kräftigem Hiebe das Haupt von dem Rumpfe. Laut jauchzte das Volk dem jungen Sieger seinen Beifall zu, der sich bescheiden mit dem Kopfe des Löwen dem Kaiser nahete und ihm knieend den Beweis seines Sieges darlegte.

Gerührt empfing Heinrich den heldenmüthigen Jüngling, und selbst Adalbert — geübt, jede Stimmung nach Erforderniß der Umstände anzunehmen — überhäufte ihn mit Lob und Bewunderung. Jeder Groll, jedes Vorurtheil gegen Huno erstarb in Heinrichs Brust, vernichtet durch des Sohnes heldenmüthige That. Heinrich erklärte ihn für unschuldig, belehnte ihn von neuem mit Oldenburg und ertheilte ihm die Erlaubniß, die Friesen seiner Hoheit wiederum zu unterwerfen, indem er die Schenkung an Adal-

bert zurückrief. Um aber das Andenken an Friedrichs schöne That zu verewigen, tauchte der Kaiser die Finger in das Blut des erlegten Löwen und strich damit über Friedrichs Schild; daraus wurden die rothen Balken im Wappen der Grafen von Oldenburg. Nicht leicht hatte wohl ein Wappenbild einen schönern Ursprung, eine erhabenere Bedeutung, und welch ein großes, welch ein herzerhebendes Studium würde die Heraldik seyn, böten uns alle Wappenbilder eine solche Deutung dar.

M a r i a n e.

Mariane.

Am üppigen Hofe Ludwigs des Vierzehnten war keine Schönheit, die sich mit Mariane Sellier messen konnte, dem schönen Wäschermädchen in der Vorstadt St. Antoine. Sie zu kennen, sie gesehen, gesprochen zu haben und von ihr begeistert zu seyn, gehörte zum guten Tone unter den Stutzern am Hofe, und in den schönen Zirkeln der glänzenden Hauptstadt war sie täglich der Gegenstand der Unterhaltung. An ihrer Sprödigkeit scheiterten täglich die mannichfaltigen Erfahrungen der geübtesten Kenner im Umgange mit Weibern; Helden der Galanterie, die sich rühmten, noch keinen Sieg verfehlt zu haben, konnten sich bei Marianen nicht des kleinsten Vortheils rühmen. Mit den Augen des

spähenden Argus bewachten einander die neidischen Höflinge; immer argwöhnend, daß einer unter ihnen im Geheimen die Gunstbezeugungen der reizenden Mariane genösse. Denn ihnen war weibliche Tugend ein Fantom, und ein schönes, allgemein vergöttertes Mädchen, umlagert von buhlenden Stutzern, ein solches Mädchen ohne einen begünstigten Liebhaber sich nur zu denken, schien ihnen eine Chimäre. Allein selbst Neid und Argwohn fanden an Marianens engelreiner Tugend keinen Flecken, und die Verläumdung verstummte. Für Blödigkeit, für bloße Schüchternheit galt nur ihre strenge Sittsamkeit den spottenden Höflingen; für feine Cokettérie die bescheidene, einfache Art, mit welcher sie ihren Schmeicheleien, ihren Erklärungen antwortete, ohne zu beleidigen; für angelegten Plan hielten sie ihr ganzes Benehmen, um dadurch irgend einen Großen in dem Grade zu fesseln, daß er ihr seine Hand reichen und

sie zu seiner Höhe aus ihrer Tiefe emporheben möge.

Der Herzog von Lothringen hielt sich eben damals am Hofe Ludwigs auf. Die tägliche Unterhaltung der jungen Herren im Vorzimmer über das schöne Wäschermädchen, ihre so verschiedenen Urtheile über Marianens unbesiegbare Sprödigkeit, das alles reizte die Neugier des galanten, obschon alternden Herzogs. Unter erborgtem Namen suchte er Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen. Mit großen Erwartungen sah er sie und verließ sie mit einem Gefühle, wie noch keine der galantesten Damen am galantesten Hofe der Welt ihm eingeflößt hatte. Seine Besuche wurden bald häufiger, sie wurden täglich. Der Herzog war überrascht; er sah alle seine Erwartungen, alles, was man am Hofe von Marianen gesprochen hatte, weit übertroffen, als er in ihren Unterhaltungen eine Geistesbildung fand, weit über ihren Stand, und ein Herz, so rein und edel — wie man es

vergebens unter den Damen des Hofes suchte.

Der Herzog war nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre, aber noch immer in einem Alter, wo man sehr häufig Männer noch mit der Liebe beschäftigt sieht; er war überdieß sehr angenehm im Umgang und weniger verdorben, als es die Großen dieses Hofes in einem hohen Grade waren. Mariane fühlte zwar keine Neigung für ihn; allein ihre Achtung konnte sie ihm nicht versagen; sie zog sogar seinen Umgang dem Schwarme weit vor, der sie immer umlagerte. Diese Herren bemerkten bald die Auszeichnung, mit welcher sie den Herzog behandelte, aber weit entfernt zu glauben, daß diese Auszeichnung sich bloß auf Achtung gründen könnte, waren sie fest überzeugt, daß sie seinen Rang kenne, daß die Eitelkeit, einen regierenden Fürsten um ihre Gunst buhlen zu sehen, über ihre zeitherige Sprödigkeit gesiegt und sie gegen den Herzog gefälliger gemacht habe. Sie zo-

gen sich zurück, und neidisch über des Herzogs vermeintes Glück, verbreiteten sie mit der giftigsten Verläumdung das Gerücht von der gewähnten Liebschaft des Herzogs von Lothringen mit dem schönen, ehemals so spröden Wäschermädchen zu St. Antoine.

Die Neigung des Herzogs ward indessen zur heftigen Leidenschaft, durch Marianens reine Tugend von jeder unreinen Absicht geläutert, die er Anfangs, wie er sich selbst gestehen mußte, gehegt hatte. Männer sind in solchen Lagen immer so sehr geneigt, das, was sie wünschen, für unumstößliche Gewißheit zu halten; jeder kleine Beweis von Achtung und Wohlwollen gilt ihnen dann für Aeußerung eines stärkeren, schönern Gefühles: So wähnte sich auch der Herzog von Marianen geliebt, und gründete seine Ueberzeugung auf die wohlwollende Achtung in ihrem Betragen gegen ihn.

Geduldig ertrug er am Hofe den Spott und die beißenden Witzeleien über sein schö-

nes Wäschermädchen; fest entschlossen, sie durch seine Hand über alle diese spöttelnden, witzelnden Damen zu erheben. Ueberzeugt, von Marianen geliebt zu seyn, und in der gewissen Erwartung, daß sie, auch ohne ihn zu lieben, den glänzenden Rang nicht ausschlagen würde, den er ihr darbot; that er ihr eines Tages diese Erklärung mit allem Feuer einer heftigen Leidenschaft; indem er zugleich den erborgten Namen ablegte und als Fürst erschien.

„Ihre Erklärung, gnädigster Herr,“ antwortete ihm Mariane mit reizender Bescheidenheit, „ehrt mich eben so sehr, als sie mich überrascht, und ohne die hohe Meinung, die ich von Ihrer Herzensgüte habe, würde ich diese Erklärung für Scherz, für Versuchung, vielleicht gar für List halten; allein ich denke zu vortheilhaft von Ihnen, um nur einen solchen Gedanken zu hegen. Aber eben diese Achtung für Sie, eben diese aufrichtige Hochschätzung bestimmt mich, ein An-

erbieten auszuschlagen, dessen Werth, dessen Glanz mich nicht die Gefahren übersehen macht, denen es mich aussetzt, und welche Ihre Güte für mich Sie verkennen läßt. In der That, gnädigster Herr, ich müßte Sie weniger achten, wenn ich Sie durch diesen kühnen Schritt allen den vielen Unannehmlichkeiten aussetzen könnte, welche eine solche Verbindung, so weit unter Ihrem Stande, unausbleiblich für Sie und Ihr Haus bewirken müßte; ich würde sehr von Eigenliebe geblendet, sehr thörig erscheinen, wenn ich wähnte, einen Rang behaupten zu können, für den ich nicht erzogen ward; ich müßte endlich weniger vortheilhaft von Ihnen denken, wenn ich nicht glauben sollte, daß es Ihnen keinesweges gleichgültig seyn würde, diejenige nicht geachtet, vielleicht gar verachtet zu sehen, welche Sie zu diesem glänzenden Range aus dem Staube emporgehoben. Und endlich, würden nicht alle diese Unannehmlichkeiten sich Ihnen dereinst,

nach zerronnener Täuschung, lebhaft vor Augen stellen? würde nicht Reue — — — —"

Hier unterbrach sie der Herzog mit Versicherungen seiner ewig dauernden Liebe, mit Widerlegung aller ihrer angeführten Gründe, mit nochmaliger Beschwörung, sein Glück zu machen.

„Nein," antwortete Mariane, „nein, gnädigster Herr, meine Erklärung bleibt unwandelbar; alles was Sie dagegen sagten und ferner noch sagen können, hebt meine Gründe nicht auf; unwiderruflich, wie die Vergangenheit, steht mein Entschluß. Nehmen Sie nicht für Ziererei meines Geschlechts, oder für feine Coketterie, was mich innige, unwandelbare Ueberzeugung sprechen lehrt: Sie selbst, gnädigster Herr, werden bei ruhiger Ueberlegung einsehen, wie sehr ich Recht hatte, und mir dann noch Dank wissen, daß ich Ihnen einen Schritt ersparte, der für uns beide unglückliche Folgen haben müßte." —

Unerschütterlich blieb die edelmüthige Mariane; vergebens wandte der Herzog alle seine Ueberredungskraft an. Gekränkt durch das Fehlschlagen seines Lieblingswunsches, verließ er noch an eben dem Tage Paris und kehrte in seine Staaten zurück, um dort Marianen zu vergessen und dem Spotte des Hofes zu entgehen.

Hatte vorher Marianens hoher Reiz und strenge Sittsamkeit ihr die allgemeine Bewunderung erworben; so brachte jetzt ihre Begebenheit mit dem Herzog von Lothringen diese Bewunderung auf den höchsten Grad. In den großen Zirkeln des Hofes und der Stadt ward sie von neuem eine Zeitlang das allgemeine Gespräch, und ihr Benehmen gegen den Herzog das große Räthsel, das niemand zu lösen vermochte. Für diesen Grad von edler Entsagung hatte man in diesen Zirkeln keinen Sinn; unbegreiflich schien es allen, wie die schimmernde Aussicht auf Purpur und Thron ihre gewohnte Wirkung auf

das Herz eines Mädchens habe verfehlen können, eines Mädchens noch überdieß von so niedrigem Stande, von so geringer Erziehung. Bald wollte man den Grund ihres Benehmens in der Eitelkeit finden, sich durch Entsagung eines so glänzenden Glückes vielleicht noch höher in der Meinung ihrer Zeitgenossen zu stellen, als durch das Annehmen desselben; bald in einer romanesken Stimmung und in der schwärmerischen Idee, wie man es nannte, nur dem Mann ihre Hand zu geben, für welchen ihr Herz entscheiden würde; das aber für den Herzog nichts entschieden hatte. Mariane widerlegte bald auf die schönste Art diese schiefen Urtheile von Menschen, die so ganz moralisch unfähig waren, sie zu fassen und zu beurtheilen.

Ein junger Mann, Marquis Lassé, hatte ihre Bekanntschaft gesucht; von der Natur im hohen Grade mit dem Stempel der Liebenswürdigkeit bezeichnet, und durch seine Erziehung so ganz mit jener conventio-

nellen sittlichen Bildung versehen, welche gewöhnlich den Weibern zum Maaßstabe der Würdigung der Männer dient. Für ihn entschied Marianens Herz; ihre Neigung für ihn ward bald glühende Leidenschaft, erwiedert von gleichem Gefühle des jungen einnehmenden Mannes.

Lassé war unabhängig, Herr seines, freilich nur mittelmäßigen, Vermögens; nichts konnte ihn also hindern, eine Heirath zu schließen, welche zwar nicht den Begriffen seines Standes, aber dafür ganz der Neigung seines Herzens entsprach. Er kannte Marianens seltnes Zartgefühl; er wußte ihr edles Betragen bei dem verführerischen Antrage des Herzogs von Lothringen; allein er wußte auch, daß sie für ihn ein Gefühl hegte, ganz verschieden von jenem gegen den Herzog. Endlich waren denn auch die Verhältnisse eines souverainen Fürsten mächtig verschieden von denen eines Edelmannes, Staatsbürgers, so wie der geringste im Volk

ke. Weit kleiner, weit unbedeutender war also das bürgerliche Mißverhältniß beider Liebenden gegen einander. Lassé benutzte eine glückliche Stunde, um der geliebten Mariane diese Gründe aus einander zu setzen, welche sie bestimmen sollten, alle Bedenklichkeiten, alle Einwürfe aufzugeben, die sie ihm stets entgegen setzte, so oft er diesen Punkt berührte; er sprach mit dem vollen Feuer der Leidenschaft und beschwor sie, sein Glück zu gründen.

Mit tiefer Rührung, mit heftiger, in ihren Zügen sich malender Bewegung, hörte ihn Mariane: Sie schwieg noch, als er, ihrer Antwort harrend, schon geendet hatte, und deutlich verrieth sich der Kampf, den sie kämpfte, ehe sie Fassung genug errang, um zu sprechen. „Es ist entschieden, unwiderruflich entschieden," sprach sie endlich tief bewegt; „ich schätze Sie — ja in diesem entscheidenden Augenblicke sey es gesagt, ich liebe Sie, und ich würde mich, mit Ihnen ver-

bunden, für das glücklichste Weib halten: — allein ich will nicht mein Glück auf Kosten des Ihrigen erkaufen. Ich schlug die Hand des Herzogs aus, für den ich nichts als Achtung fühlte; soll ich weniger thun für Sie, den Mann, den ich liebe, wie ich noch keinen geliebt? Nein, ich passe nicht für Sie. Leidenschaft läßt Sie alles jetzt leicht finden; aber meine Leidenschaft verblendet mich nicht. Ihr Haus ist groß, aber um den Glanz desselben zu erhalten, bedürfen Sie einer Gattin, die Ihnen Vermögen und große Verbindungen zubringt. Ich kann Ihnen von allem dem nichts gewähren; unsere Verbindung müßte Ihnen daher früh oder spät, aber unvermeidlich gewiß, eine Reue bringen, die mich in Verzweiflung stürzen würde, und welcher ich Sie um keinen Preis aussetzen will. Ich bitte um nichts, als um Ihre Achtung, und die will ich verdienen, indem ich nicht die Güte mißbrauche, die Sie für mich haben. — Sie sehen aber, daß ich nach diesem Geständ-

niß gegen mein eignes Herz mißtrauisch und wachsam seyn muß. Daher beschwör' ich Sie, gegen mich großmüthig zu seyn, mir den Sieg nicht zu erschweren; mich nicht mehr zu suchen, mich nie wieder zu sehen. Lassen Sie uns scheiden; lassen Sie uns gegenseitige Achtung bewahren und nie erlöschendes Andenken." — Nur mit äußerster Anstrengung endete die edle Mariane diese Erklärung; dann sprang sie auf und verließ das Zimmer, in welchem Lassé ergriffen von Bewunderung, Staunen und Schmerz noch lange bewußtlos zurückblieb.

Vergebens versuchte er es, sie am folgenden und in den nächsten Tagen zu sehen; vergebens, sie war verschwunden; erst nach mehrern Wochen entdeckte er sie als Kostgängerin in einem Kloster der weitläuftigen Hauptstadt. Alle Versuche, sie dort zu sprechen, waren fruchtlos; sie schien für ihn, so wie für die Welt, auf ewig abgeschieden. Einige Monate waren dem trauernden Lassé un-

ter Kummer, hoffnungsloser Liebe und vergeblichem Bemühen Marianen wiederzusehen, und sie ihrem heiligen Asyl zu entreißen, langsam vergangen; als er ein Billet von ihr erhielt, wodurch er vor das Sprachgitter des Klosters beschieden ward.

Voll der süßesten Hoffnungen, daß die angebetete Mariane durch die düstere, ihrem Alter so wenig entsprechende Einsamkeit von ihren Bedenklichkeiten, von ihren Zweifeln geheilt worden sey, welche sie abhielten, der Stimme ihres Herzens und den heißen Wünschen des liebenden Lassé nachzugeben: voll dieser schönen Hoffnungen eilte er an das Sprachgitter und nur Marianens bittender Blick, nur die von ihr absichtlich verlangte Gegenwart einiger Nonnen, vermochte den Ausbruch seiner Leidenschaft in Schranken zu halten.

„Lieben Sie mich noch?“ fragte mit hoher Röthe und bebender Stimme Mariane, als sie sich dem Gitter nahte.

Die Antwort des Marquis war die eines glühenden Liebhabers, aus dem das ganze Feuer seiner Leidenschaft spricht.

„Nicht Ihre Worte, nicht Ihre Versicherungen genügen mir," unterbrach ihn Mariane; „die Männer sind damit nur zu freigebig. Sind Sie auch fähig, durch Thaten das zu beweisen, was Sie so heilig mir schwören?"

„Mariane! können Sie daran zweifeln? Wo ist das Unternehmen, möglich für menschliche Kräfte, das mir zu diesem Beweise zu schwer, zu gefahrvoll scheinen könnte!"

„Nicht Gefahren zu bestehen, verlange ich als Beweis; nur eine kleine Selbstbesiegung ist es, was ich fordere," entgegnete Mariane. „Versprechen Sie mir, die Gattin von meiner Hand anzunehmen, die ich durch Hülfe dieser beiden frommen Schwestern für Sie auffand? versprechen Sie mir, diese Gattin so zu achten, wie Sie mich achten würden, erlaubte mir die Sorge für Ihr Glück, es zu werden?" —

Ueberrascht stand Lassé, das großmüthige Mädchen wie eine Gottheit betrachtend, die sich Sterblichen nur auf Augenblicke zeigt, um ihr Heil zu gründen, und dann den Blicken der sehnsuchtsvoll Zurückbleibenden entschwindet.

„Es sey, erhabenes, angebetetes Mädchen, das ich nur von fern als meinen Schutzgeist verehren darf. Schwer, unendlich schwer und bitter ist die Prüfung; allein ich will sie bestehen; ich will mich Deiner würdig beweisen, selbst auf Kosten des Glückes meines Lebens. Nenne, wer ist es?“

Mariane nannte ihm die reiche und sehr schöne Erbin eines großen Hauses, die auch nicht zögerte, ihre Hand und ihr großes Vermögen dem einnehmenden Marquis zu reichen. Die Heirath ward geschlossen; der Marquis führte seine Gattin auf seine Güter, um den Erinnerungen an seine vernichteten Hoffnungen zu entgehen; und Mariane blieb in ihrer heiligen Abgeschiedenheit von der Welt, um

dort eine Leidenschaft zu besiegen, die noch so mächtig in ihrem Herzen herrschte. Lassé hatte ihr in der Stunde des Scheidens bei dem Heiligsten geloben müssen, sie nie mehr aufzusuchen, ihr nie zu schreiben.

Er hielt sein Versprechen in allen Stücken. Ob es ihm gleich unmöglich war, seine Gattin zu lieben, so widmete er ihr dennoch die Achtung der Freundschaft, und nie fand sie Anlaß, unzufrieden mit ihrem Schicksale zu seyn. So verging ein Jahr; als ein bösartiges Fieber die Marquise wegraffte und ihren Gatten zum Erben ihres Vermögens machte. Zu seiner Ehre sey es gesagt, daß ihr Tod ihm Thränen kostete. Er hatte sie geschätzt, wie sie allerdings es verdiente, und ein glückliches Jahr mit ihr verlebt: Allein verzeihlich, menschlich war es denn wohl, daß die Hoffnung, jetzt Marianens Besitz zu erreichen, seine Trauer milderte und sie bald in achtungsvolles Andenken verwandelte.

Er eilte nach Paris, sobald als es ihm

der Wohlstand und die Trauerzeit erlaubten, und erfuhr, daß Mariane noch nicht das Gelübde abgelegt hatte, welches sie für immer seinen Hoffnungen entrückt haben würde. Durch seine veränderte Lage hielt er sein voriges Versprechen für vernichtet; er schrieb Marianen, benachrichtete sie von dem Tode seiner Gattin, und bat um eine einzige Unterredung am Gitter, das sie von der Welt trennte. Die Unterredung ward ihm gewährt.

„Theure, unvergeßliche Mariane," sprach er, als sie erschien, „ich unterwarf mich der Prüfung, die Sie mir auflegten, ob ich gleich voraussetzen mußte, daß sie nur mit meinem Leben endigen werde: allein das Schicksal fügte es anders, und mein Herz verkennt die Deutung nicht, die in dieser Fügung liegt. Lohnen Sie mir jetzt meine so schwer errungene Selbstbesiegung; sie muß Ihnen der sicherste Beweis meiner unwandelbaren Liebe seyn. Keine der ehemaligen Be-

denklichkeiten findet mehr Statt; denn mein Vermögen ist jetzt mehr als ansehnlich und jede Rücksicht deßhalb beseitigt. Mariane, wenn Sie mich noch lieben, zerstören Sie nicht abermals meine schönste Hoffnung."

Mariane hatte sich überzeugt, daß es ihr nie gelingen werde, ihre edle, großmüthige Liebe für Lassé zu unterdrücken; sie glaubte, in seinem ganzen Betragen, in seinem steten Zurückkehren zu ihr die sicherste Bürgschaft für seine Ausdauer zu finden; sie sah ihn durch den Besitz eines großen Vermögens vor jedem Mangel geschützt; ihr Herz zog sie unwiderstehlich zu ihm hin, und besiegt von so vielen und so mächtigen Gründen, reichte sie ihm ihre Hand.

„Wenn ich Sie weniger liebte," sagte sie, nachdem sie ihre Einwilligung gegeben hatte, „so würde ich in diesem Augenblicke für nichts Augen haben, als für die Vortheile, welche Sie mir darbieten. Allein diese genügen mir nicht; von Ihnen geliebt zu

werden, das allein macht mein Glück. Ich glaube, daß ich es jetzt bin, ich würde undankbar seyn, daran zu zweifeln; aber wer bürgt mir für die Zukunft? Die Liebe der Männer verfliegt so leicht, und ich liebe Sie mit so unendlicher Zärtlichkeit, daß die mindeste Abnahme der Ihrigen für mich mein Unglück machen, und das gänzliche Verschwinden derselben mir das Leben kosten würde. Ueberlegen Sie, prüfen Sie Sich nochmals, ob Sie immer werden für ein Weib leben können, die, indem sie sich Ihnen ganz hingiebt, auch dagegen Sie ganz und ausschließend besitzen will; die nie glauben wird, sich Ihrer ganz versichern zu können, mitten unter dem Geräusche eines zügellosen Hofes. Hören Sie daher die unerläßliche Bedingung, die ich mache, indem ich dem Zuge meines Herzens folge; hören Sie und wählen Sie, denn noch sind Sie frei. Sie müssen sich entweder entschließen, für immer bloß für mich auf ihren Gütern zu leben, oder mir für immer entsagen."

Hätte Mariane verlangt, für immer mit ihm die Insel zu bewohnen, wo einst die schöne Magellone, Geliebte Peters von Provence hauste, er würde ihr dahin gefolgt seyn; im süßen Rausche der Liebe fest überzeugt, eine Ewigkeit hindurch alle die Forderungen erfüllen zu können, die sie so großmüthig an ihn machte, noch ehe er verpflichtet war, sie zu erfüllen.

Kaum verbunden, eilten sie ihrem ländlichen Aufenthalte zu; und nie schuf die schwärmende Phantasie eines Dichters ein schöneres Arkadien, nie ein vollkommners Glück der Liebe, als das der beiden Liebenden in ihrer stillen ländlichen Wohnung es war.

Mariane träumte kein vollkommneres, sie würde das ihrige mit keinem Diadem einer Königin vertauscht haben, hätte ihr diese den Tausch geboten. Allein für Lassé verlor dieses einfache, häusliche Leben bald den Reiz der Neuheit; er sehnte sich nach dem rauschenden Paris, nach den Festen des Hofes

zurück. Ihn begann das geleistete Verspre=chen zu drücken; er suchte einen Ausweg, sei=nen Hang nach Zerstreuung zu befriedigen, und er fand bald das Gesuchte, welches man in solchen Lagen immer so leicht zu finden weiß. Er erneuerte einen alten, verjährten Prozeß, um dadurch scheinbar genöthiget zu werden, nach Paris zu gehen. Mariane ahndete das Ende der Rosenzeit ihres Glückes; sie entließ mit Kummer und Besorgniß den geliebten Gatten, der mit schwelgerischen Hoffnungen der üppigen Hauptstadt zueilte.

Der erste Schritt zur Wortbrüchigkeit war gethan, schnell folgten die andern. Der Marquis stürzte sich in den vorigen Wirbel von Zerstreuungen: er schrieb zwar anfangs regelmäßig an die zurückgelassene, sehnsuchts=volle Gattin; allein bald wurden die Briefe seltner, kürzer und kälter, endlich blieben sie ganz aus. In düsterer Melancholie vertrauer=te nun die tief fühlende Mariane ihre Tage, ahndend ihr Unglück, die Treulosigkeit des

wortbrüchigen Gatten. Ihre Ahndung täusch-te sie nicht. Eine Kokette des Hofes hielt den Leichtsinnigen gefesselt, so daß er kaum noch der unglücklichen Verlassenen dachte.

Monden vergingen, und der Treulose kehr-te nicht wieder, gab keine Nachricht von sich und keine Zeile der Liebe. Marianen ver-zehrten Sehnsucht und Kummer: noch einen Versuch, ihn zurück zu bringen, beschloß sie zu wagen und dann — noch wagte sie es nicht, dieses dann sich selbst zu nennen, noch fühlte sie es nur dunkel. Sie schrieb ihm einen Brief, voll Empfindungen der feurigsten Lie-be, der heftigsten Sehnsucht, der zärtlichsten Vorstellungen; ihr ganzes schönes Herz er-goß sich darin, es war ihre letzte, ihre ein-zige noch übrige Hoffnung.

Aber es vergingen abermals Monden, und keine Antwort erschien; denn Lassé dachte nicht mehr des Briefes, der ihm nur eine vorübergehende ernsthafte Stimmung verur-sachte, welche die Gebieterin seiner Sinne —

denn nur diese beherrschte sie — leicht wegzukosen verstand. Allein bald war er nicht mehr im Stande, die Ausgaben zu bestreiten, wodurch er sich ihre Gunstbezeugungen erkaufen mußte; er ward entlassen, und ein anderer reicherer erhielt seine Stelle. Der Sinnenrausch verschwand, und gräßlich war das Erwachen des unglücklichen Mannes. Die trauernde Mariane, ihre reine, hehre Liebe für ihn, sein schwarzer Undank, und seine Treulosigkeit stellten sich jetzt lebhaft ihm dar, und ergriffen ihn mächtig. Reuevoll verließ er Paris und eilte der Heimath zu. — Allein er fand Marianen nicht mehr. In einer unglücklichen Stunde düsterer Schwermuth hatte sie mit einem Dolche ihre Leiden geendet, und schon ruhte sie im Grabe, als er noch in den Armen der Buhlerin schwelgte.

In ihrem Zimmer fand er ein Billet, das nichts als jene Worte enthielt, welche sie sagte, als sie im Kloster ihm ihre Hand reichte: Von Dir geliebt zu werden, ohne Wan-

del geliebt zu werden, das allein machte mein Glück; ich liebte Dich mit so gränzenloser Zärtlichkeit, daß die Verminderung Deiner Liebe mein Unglück machte, und ihr Verschwinden gab mir den Tod.

Verzweiflung ergriff den Unglücklichen, als er diese Zeilen gelesen hatte, die ihm die ganze Größe seines Verbrechens zurückriefen. Mit Mühe hielt man ihn vom Selbstmord zurück.

Am folgenden Tage verließ er für immer den Ort seines vernichteten Paradieses, um in dem ewigen Schweigen des Ordens von la Trappe seine unglücklichen Tage zu endigen.

Amalfried und Radegunde.

Amalfried und Radegunde.

Im sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung war das thüringische Königreich unter drei Brüder, die Söhne des Königs Basinus, getheilt. Baderich, Berthar und Hermanfried, so hießen die thüringischen Könige, beherrschten in Frieden und Eintracht das getheilte Reich, dessen Gränzen die Donau und der Harz, das Gebiet der Sorbenwenden und das Land der rheinischen Franken waren. Die Könige jener Zeiten waren Hausväter in ihrem Lande; ihre ganzen Regierungsgeschäfte beschränkten sich im Frieden auf Handhabung der Gerechtigkeit, nach den einfachen, mangelhaften Gewohnheitsrechten der Völker, im Kriege auf Anführung des

Heeres. Auswärtige Verhältnisse waren für sie nicht da; nie schweifte ihr Blick über ihre Gränzen hinaus, und nur Verwandtschaft konnte Bande zwischen ihren und den Beherrschern anderer Völker knüpfen.

So lebten auch die thüringischen Könige. Sie verheiratheten sich bald, und Hermanfried, der jüngste unter ihnen, wählte die schöne Amalberge, Nichte Theodorichs, Königs der Ostgothen.

Amalberge erwarb sich Verdienste um Thüringen, sie beförderte in diesem Lande die Verbreitung und Fortschritte der Religion Christi; allein sie brachte auch den ganzen Stolz und Luxus, und alle Ränke treuloser Staatskunst vom Hofe zu Ravenna mit nach dem friedlichen Thüringen. Ihr Ehrgeiz, ihre Herrschsucht, der jedes Mittel für gut schien, welches rasch zum Ziele führte, machte sie endlich für dieses Land zur Unglück bringenden Helene. Zu klein, zu beschränkt war ihr Hermanfrieds Macht, sie entwarf

Plane, das ganze, jetzt getheilte Thüringen, unter ihrem Gemahl zu vereinigen und durch ihn es zu beherrschen. Langsam, aber untrüglich reiften ihre Plane der Vollendung entgegen.

Jahre verstrichen, ohne daß es Amalbergens Ränken gelang, das gute Vernehmen der Königlichen Brüder zu stören. In sehr enger Verbindung lebten besonders Berthar und Hermanfried. Berthars Kinder wurden mit Hermanfrieds Kindern erzogen, und bildeten eine Familie. Als sie allmählig der ersten Jugend entgegen reiften, sprach sich deutlich eine zärtliche Neigung aus, welche Amalfried, Hermanfrieds Sohn, an die schöne Radegunde, Berthars Tochter, fesselte. Die Väter sahen die aufkeimende Neigung, sie freueten sich derselben, als eines stärkern Bandes ihrer Einigkeit, und gepflegt von ihnen, wuchs unter ihren Augen die Neigung mit den Jahren zur Leidenschaft empor.

Radegunde ward ein blühendes, schönes Mädchen, fromm und still; sanfte Schwermuth und eine schwärmerisch religiöse Stimmung ihres Gemüthes, gaben ihr einen eigenen, unwiderstehlichen Reiz. Aber auch Amalfried ward ein Jüngling, würdig Radegunden zu besitzen. Mit edler Gestalt verband er edlen Sinn und festen, kühnen Muth, um jeder Gefahr zu trotzen und auszudauern im Kampfe mit dem ehernen Schicksal. Radegunde kannte keine andere, keine schönere Bestimmung, als Amalfrieds Gattin zu werden, Amalfried keinen schönern Zweck der kühnen Thaten, die er zu vollbringen gedachte, als sich würdiger der Hand Radegundens zu machen. In seligen Träumen verlebten sie die schöne Zeit der ersten Jugend, vor ihnen lag eine herrliche lachende Zukunft und wonnetrunken durchwandelten sie die Blumengefilde der Gegenwart. Da verwehte ihnen aber ein Sturm die Blüthen so schöner Tage und vernich-

tete gewaltsam das Paradies, welches sie umgab.

Die Leidenschaften, von denen Amalberge beherrscht wurde, wachsen mit den Jahren zu furchtbarer Stärke, in eben dem Grade, als sanftere Gefühle erlöschen und jenen zu desto freierm Spielraum das Herz überlassen. Sie hatte von jeher mit Mißfallen das Keimen und Wachsen der Neigung ihres Sohnes für Radegunden gesehen; denn eine Verbindung, wodurch die Bande zwischen Hermanfried und seinen Brüdern noch mehr befestiget wurden, paßte durchaus nicht in ihre Plane. Sie hatte geschwiegen, denn noch waren ihre Entwürfe nicht bis zur Ausführung gediehen, noch hatte es ihr bis jetzt nicht gelegene Zeit geschienen, das gute Vernehmen der Brüder zu stören. Jetzt aber, in dem Zeitpunkte, wo Amalfrieds und Radegundens Verbindung nahe war, wo durch neue Familienbande und durch neue Verträge, die gegenseitigen Verhältnisse der thüringischen Kö-

nige auch für die Zukunft fest und dauernd sollten bestimmt werden, jetzt mußte Amalberga handeln, oder für immer ihren ehrgeizigen Entwürfen entsagen. Gewaltsam mußte sie ihren Gemahl, den gutmüthigen, friedfertigen Hermanfried zu den ersten Schritten bringen, die ihn sodann nothwendig unaufhaltsam weiter führten. Sie ergriff ein sicheres Mittel, und furchtbar entsprach der Erfolg ihren Bemühungen.

Einige Knappen Hermanfrieds, von Amalbergen gewonnen, verließen, unter irgend einem Vorwande, den Dienst ihres Herrn und begaben sich in Dienste am Hofe seines Bruders, des Königs Baderich. Kurze Zeit darauf fand man eines Tages den König ermordet und diese Knappen entflohen. Ihr Betragen vor diesem Ereigniß und ihr Verschwinden nach demselben machte sie verdächtig; man folgte ihrer Spur, und es fand sich, daß sie zu Hermanfried zurückgekehrt waren, wo sie von neuem Dienste erhalten hatten.

Dadurch erschien nothwendig König Hermanfried als Anstifter, wenigstens als Theilnehmer am Morde seines Bruders.

Die Diener des ermordeten Baderich eilten mit der Trauerpost und dem schrecklichen, leider durch den Anschein begründeten Verdacht, zum Könige Berthar. Starr vor Entsetzen, in gedankenloses Staunen versunken, hörte er die Anklage gegen Hermanfried. So sehr alles gegen ihn sprach, so konnte es Berthar dennoch nicht über sich gewinnen, ihn der gräßlichen That zu beschuldigen. Sein Verstand klagte Hermanfried an, sein Herz sprach ihn los.

Eine Nachricht, die bald sich verbreitete, überzeugte endlich Berthar von dem, was er bis dahin immer noch als unmöglich bestritten hatte. Hermanfried hatte in des ermordeten Baderichs Lande alle Burgen besetzen, das ganze Land in Besitz und seine Vasallen in Pflicht nehmen lassen.

Jene Knappen, die von Amalbergen ge-

dungenen Mörder Baderichs, waren ihrem Auftrage gemäß, nach vollbrachter That, zu Hermanfried zurückgekehrt.

Eher als die Nachricht von Baderichs Tode langten sie dort an, warfen sich angstvoll, mit geheuchelter Reue dem Könige zu Füßen, und erflehten sich Verzeihung für ein Verbrechen, welches sie, durch Gold geblendet, begangen, dessen Kenntniß aber dem Könige sehr wichtig sey. Hermanfried, weit entfernt ihre That zu ahnden, verhieß ihnen mit seinem königlichen Wort Verzeihung. Die Buben bekannten sich nun als Baderichs Mörder, gedungen — vom Könige Berthar.

So wie Berthar, kämpfte jetzt Hermanfried mit treuer Bruderliebe gegen die gräßliche Beschuldigung, die man ihm aufdrang. Da kam Amalberge herbei, ihr Werk zu vollenden. Schrecken, Entsetzen, Abscheu und Trauer, alles heuchelte sie abwechselnd mit täuschender Wahrheit dem schwachen Hermanfried, der von ihrer Ueberredung gewonnen,

von ihren Gründen übertäubt, endlich das glaubte, wogegen sein Herz sich empörte.

„Soll nur Berthar in Frieden seines beabsichteten Raubes genießen?“ schloß Amalberge ihre Rede, „soll er ungehindert Baderichs Land verschlingen, während Hermanfried ruhig es geschehen und den Mord seines Bruders ungerochen läßt? An Dir ist es, den Ermordeten zu rächen, und Deinem Sohne das Erbtheil seines Oheims zu erhalten.“

Durch diese Ueberredungen, durch diese Gründe bewogen, ließ Hermanfried Baderi·hs Burgen besetzen und nahm seine Vasallen für sich in Pflicht. Bald erschien an seinem Hofe ein Herold seines Bruders Berthar, ihn im Namen seines Herrn öffentlich des Brudermordes zu zeihen und offene Fehde ihm anzukündigen. Denn durch den verübten Brudermord habe Hermanfried selbst alle Bande der Natur zerrissen, und König Berthar sehe von nun an nichts mehr in ihm als den Mörder seines Bruders. Zugleich ward

Radegunde, die noch immer an Hermanfrieds Hofe lebte, von dem Herold ihres Vaters zurückgefordert.

Von Amalbergen gestimmt und empört durch Beschuldigungen, von denen sein Gewissen ihn frei sprach, beantwortete Hermanfried mit beleidigtem Stolze die Rede des Heroldes. Er gab seinem Bruder alle diese Beschuldigungen in eben so drohendem Tone zurück, und verweigerte ihm die Auslieferung Radegundens, die ihm als Geißel dienen solle, für jede feindliche Unternehmung ihres Vaters.

Radegunde ward von nun an als Gefangene, zwar nicht hart gehalten, aber doch streng gehütet; selbst Amalfried konnte nur verstohlen sie sehen. Welch eine grausame Wendung des Schicksals beider Liebenden! Die theuere Radegunde, die dem Knaben als liebe Gespielin, dem Jüngling als Geliebte, als Braut zur Seite wandelte, von Amalfried getrennt, bewacht und von seinem

Vater als Gefangene behandelt. Vergebens versuchte er alles, um seine Eltern zur Freilassung der Unschuldigen zu bewegen, vergebens; denn zu Amalbergens verhärtetem Herzen sprach schon längst das Mitleid nicht mehr, und Hermanfried glaubte, zu seiner Sicherheit gegen Berthars Unternehmungen Radegunden verwahren zu müssen. Er beschloß also, sie zu befreien; lieber wollte er, fern von ihr, sie frei und sicher wissen, als unter solchen Verhältnissen länger ihr nahe bleiben.

In einer trüben, stürmischen Nacht schlich er zur Geliebten, drückte sie heftig an die Brust, und Minuten vergingen, ehe er Worte fand. „Radegunde, theuere, einzig Geliebte," rief er endlich, „wir müssen uns trennen. Grausam waltet über uns das Schicksal und legt mir die harte Pflicht auf, Dich von mir zu entfernen. Du darfst nicht länger hier bleiben, das Warum? — ich kann es selbst nicht nennen, aber ich fühle es

lebhaft, eine peinigende Angst treibt mich, Dich zu befreien. Nur wenige Momente sind noch unser; komm theueres Mädchen, folge mir, eine Pforte der Burg ist geöffnet, in kleiner Entfernung von hier sind Reisige Deines Vaters bereit, Dich zu ihm zu bringen. Ich selbst geleite Dich, und dann" — — — „und dann?" fragte die bebende Radegunde in seinen Armen, „und dann?" —

„Warum schreckt mich das Wort," rief Amalfried gefaßter, „da mich das Vollbringen nicht schrecken darf; dann also, dann trenne ich mich von Dir. Ohne bei Dir zu seyn, bin ich Dir immer nahe, denn ich kehre nicht wieder hieher zurück, als bis jenes blutige Geheimniß entschleiert, jener Zwist gehoben ist, der jetzt unsere Väter entzweiet und unser Glück stört. Folgen zu Deinem Vater darf ich Dir nicht, ohne den meinigen schwer zu beleidigen; aber hier bleiben, hier, wo ich Radegunden missen und Deines Vaters Namen nur mit Schmähungen hören muß,

hier bleiben kann ich nicht. Fasse Muth, meine Radegunde, folge mir!"

Ohne Hinderniß und unbemerkt gelangte Amalfried mit dem bebenden, zagenden Mädchen durch die offne Pforte zu seinen Knappen, die am Fuße des Berges seiner warteten. Nach wenigen Stunden kamen sie auf den Platz, wo durch Amalfrieds Veranstaltungen einer von Berthars treuesten Dienern mit starkem Gefolge wartete, um Radegunden zu ihrem Vater zu bringen. In bangem, nur selten unterbrochenem Schweigen hatten sie bis dahin den Weg zurückgelegt, abwechselnd beschäftigt, mit seligen Erinnerungen der Vergangenheit und mit trüben Ahndungen der Zukunft. Der Anblick der Reisigen riß sie aus ihren Träumen und verkündigte ihnen die nahe Trennung.

Es war ein freier Platz in einem der ungeheuern Wälder jener Zeiten. Hohe ehrwürdige Eichen und dunkle Buchen standen in großen Gruppen umher, schauerlich in ih-

ren Wipfeln vom Winde bewegt. Durch graue Wolken schimmerte in blassem Lichte der Mond, bange Stille lag über der ganzen Natur. Schweigend stieg Amalfried vom Rosse und hob seine Radegunde von dem ihrigen herab; ihre Thränen benetzten seine Wangen, in stummem Schmerz lagen sie sich in den Armen. Da ermannte sich Amalfried, richtete die Geliebte auf und drückte den Abschiedskuß auf ihre Lippen. „Leb wohl, meine Radegunde, leb wohl, im Augenblicke der Gefahr bin ich Dir nahe.“ Er sprachs, drückte sie nochmals ans Herz, schwang sich aufs Roß und verschwand in dem Walde. Ueberwunden vom Schmerz sank Radegunde nieder; Thränen erleichterten ihr Herz und ein glühendes Gebet, in welchem sich ihre fromme Seele ergoß, gab ihr Ruhe und Ergebung in ihr Verhängniß.

Man hatte indessen gar bald Amalfrieds Flucht mit Radegunden entdeckt und es Amalbergen gemeldet, immer noch zeitig genug,

ihnen nachzusetzen und sie vielleicht einzuholen. Allein absichtlich zögerte Amalberge, ihrem Gemahl diese Nachricht mitzutheilen, um dadurch den Entflohenen Zeit zum Entkommen zu geben. Mit schnellem Scharfblick übersahe sie den Vortheil, den sie aus dieser Flucht ziehen konnte, abgerechnet, daß schon die Entfernung Beider ihr erwünscht war, weil Beide immer für Berthar bei Hermanfried gesprochen hatten, Amalfried durch Worte und Radegunde durch die väterliche Liebe Hermanfrieds für sie. Erst am Morgen erfuhr Hermanfried durch seine Gemahlin die Flucht der Liebenden. „Siehst Du nicht in dem Allen Berthars schlau und boshaft angelegten Plan?“ fügte sie ihrer Erzählung hinzu. „Er bediente sich seiner schönen Tochter, um Dir Deinen Sohn zu entführen, in eben dem Zeitpunkte, wo Du seiner am nöthigsten bedarfst, in dem Augenblick, wo Krieg Dir droht. Radegunde bethörte den leichtsinnigen Jüngling, und von ihr verführt, folgte er ihr zum Feinde seines

Vaters. Wirst Du nun noch zögern, Dich gegen die Unternehmungen Berthars zu rüsten? wirst Du noch anstehen, die angebotene Hülfe des Königs von Austrasien anzunehmen? willst Du lieber zögern und abwarten, bis alles zu spät ist?"

Hermanfried, von jeher schwach und leicht zu überreden, jetzt noch überdieß niedergedrückt vom Alter und gebeugt von den schrecklichen Ereignissen der letztern Zeit, ließ jetzt Amalbergens Ehrgeiz und Herrschsucht mehr als je freien Spielraum. Sie hatte schon längst im Geheimen, in Hermanfrieds Namen, Unterhandlungen gepflogen mit Theodorich, dem Könige von Austrasien, ihn zum Beistande zu bewegen zur Eroberung der Landestheile Baderichs und Berthars, wofür ihm selbst ein Stück von Thüringen werden sollte. Das Bündniß ward jetzt abgeschlossen. Theodorich verband sich mit seinem Bruder Klotar, dem Könige der Franken, und in kurzem brachen Beide mit einem

furchtbaren Heere in Thüringen ein. Hermanfried hatte auch seine Vasallen versammelt und vergessend seines Alters, sich selbst an die Spitze gestellt. Berthars Krieger standen ebenfalls bereit. Der Krieg brach aus; die Heere der Austrasier und Franken überschwemmten das Land, und getheilt in blutigem Zwiste, standen schlagfertig Thüringer gegen Thüringer.

Verborgen bei einem Vasallen seines Vaters, seinem Jugendfreunde Kunibret, sahe Amalfried die drohenden Rüstungen zum Kriege zwischen seinem und Radegundens Vater. Auf keine Parthei konnte er sich wenden, ohne eine Pflicht zu verletzen; bloß auf den Schutz der geliebten Radegunde, wollte er also seine ganze Thätlichkeit beschränken. Eine kleine Schaar seiner Getreuen sollte ihn begleiten, Kampf und Gefahr mit ihm theilen.

König Berthar war nach damaliger Sitte mit seinem ganzen Hofe ins Feld gezogen, und selbst Radegunde war ihm gefolgt. In

der Gegend des Thüringer Waldes trafen beide Heere auf einander; eine mörderische Schlacht begann. Muthig und tapfer thaten die fränkischen Könige und Hermanfried den Angriff, eben so tapfer wurden sie von Berthars Heere empfangen und sogar nach heftigem Kampfe zurückgetrieben. Wüthend erneuerten die Franken den Angriff, brennend vor Begierde, gegen dieses, von ihnen verachtete Volk einen Kriegsruhm zu behaupten, den sie in blutigen Schlachten gegen römische Legionen erworben hatten. Hermanfrieds Schaaren folgten ihnen; in kurzem war Berthars Heer getrennt und aufgelößt; Mann focht gegen Mann. Dennoch schwankte noch immer der Sieg zwischen beiden Theilen; da entschied ihn endlich ein einziger verhängnißvoller Augenblick. Berthar stieß im Getümmel der Schlacht auf den König von Austrasien; ein wüthender Zweikampf begann und endigte mit Berthars Tode. Schrecken ergriff sein Heer bei der sich schnell

verbreitenden Nachricht vom Tode des gelieb-
ten Königs. Alles schien nun verloren, nichts
mehr zu erkämpfen. In gänzliche Unord-
nung aufgelöst, flohen die bestürzten Schaa-
ren in ihr Lager zurück, verfolgt von den sie-
genden Franken.

Schon als die Schlacht begann, war
Amalfried mit seiner kleinen Schaar dem La-
ger Berthars zugeeilt, wo er seine Radegun-
de wußte, um sie nach mondenlanger Tren-
nung wieder zu sehen, und sie zu schützen im
schwach bewachten Lager. Durch Sümpfe
und Bäche unaufhaltsam eilte er dahin: er-
schöpft sank sein Roß unter ihm, er bestieg
eines aus seinem Gefolge, nichts hielt ihn
auf, den Liebe und Besorgniß trieben. Nicht
weit mehr vom Lager entfernt, ward plötz-
lich der kleine Trupp von einer weit stär-
kern Anzahl fränkischer Reuter angefallen,
die vom Heere verirrt im Lande auf Plün-
derung umherschweiften. Weit überlegen
an Zahl waren die Franken, doch ihnen

gleich an Muth war Amalfrieds tapfere Schaar. „Gebt euch gefangen, oder wählt den Tod," riefen ihnen die Franken zu. Schwertstreiche waren die Antwort auf diese Anrede. Man focht mit Tapferkeit und Erbitterung von beiden Seiten. Amalfried an der Spitze der Seinigen, brach gleich einem Rasenden in die Feinde ein, und seine Getreuen verließen ihn nicht. Schon waren einige derselben gefallen, Amalfried selbst blutete aus mehrern Wunden: aber er fühlte nicht die Wunden, nicht den Schmerz, nur quälende Angst, Radegundens Rettung zu versäumen, und Erbitterung gegen die ihn aufhaltenden Feinde fühlte er. Endlich ließen die Franken ab vom Kampfe, der ihre Zahl verminderte, ohne ihnen Vortheile zu bringen. Ungehindert setzte Amalfried, nicht achtend seiner schlecht verbundenen Wunden, mit unaufhaltsamer Eile den Weg fort. Schon sahe er in der Ferne das Lager, da sank er

plötzlich, erschöpft von Blutverlust und Anstrengung, vom Pferde, nur ein schwaches Athmen überzeugte seine Getreuen, daß noch einiges Leben in ihm sey. Er ward zurück, auf seines Freundes Kunibret Burg gebracht; langsam erholte er sich von seinen Wunden, gequält von Ungewißheit, Angst und Besorgniß um Radegundens Schicksal, um den Ausgang der Schlacht und um Vater und Oheim. Berthars Tod und Hermanfrieds Sieg wurden bald bekannt, und Kunibrets Nachforschungen gelang es endlich, auch von Radegunden Nachricht einzuziehen. Hermanfried, besorgt, seine Nichte, die er väterlich liebte, der Willkühr der zügellosen Franken preis zu geben, hatte noch während der Schlacht, als der Sieg für ihn sich entschied, einen starken Trupp Reuter nach Berthars Lager abgeschickt, Radegunden wegzuführen und nach seiner festen Burg Scheidingen zu bringen, wohin er auch Amalbergen und seine Kin-

der geschickt hatte. Auf Scheidingen ward Radegunde von Amalberge mit aller Milde und Schonung behandelt, die ihr Hermanfried zur Pflicht gegen sie gemacht hatte. Auch hatte Amalberge, da sie ihren kühnen Plan endlich gelungen sahe, ganz Thüringen unter Hermanfrieds Herrschaft zu vereinigen, nichts mehr gegen eine Verbindung Amalfrieds mit Radegunden einzuwenden; diese fand daher keine Ursache, sich über sie zu beklagen. In stiller Trauer um den Vater und in bänglicher Ungewißheit wegen des Geliebten, verlebte das fromme Mädchen auf Scheidingen seine Tage, unter den Stürmen, die bald von neuem über Thüringen einbrachen.

In wenige Zeilen fasse ich jetzt die Begebenheiten mehrerer Monate zusammen.

Die fränkischen Könige verlangten nun, nach vollendetem Feldzuge, den ihnen versprochenen Theil des Landes von Hermanfried, jetzt einzigem Könige des thüringischen

Reiches. Es entstanden Streitigkeiten darüber, und die Könige der Franken und Austrasier, längst schon lüstern nach den thüringischen Provinzen, zögerten nicht lange, die gute Gelegenheit zu benutzen, statt eines Theiles das Ganze zu erlangen. Ihre Heere standen noch gerüstet im Lande und Verstärkungen eilten aus den nahen Provinzen des fränkischen und austrasischen Reichs herbei. Sie erklärten nun gegen Hermanfried den Krieg, und in kurzer Zeit erfüllten von neuem die Schrecken des Krieges das unglückliche Thüringen. In den Schlachten bei Tenneberg und Runiberg an der Unstrut erfochten die Franken zwei vollständige Siege, obgleich mit ansehnlichem Verluste an Menschen, denn die Thüringer stritten mit Tapferkeit für Vaterland und Freiheit. König Hermanfried hatte sich mit dem Ueberreste seines geschlagenen Heeres nach Scheidingen geworfen, entschlossen zur Vertheidigung auf das Aeußerste. Das Un-

glück hatte ihn mit einem Muthe beseelt, den er niemals im Glücke gezeigt hatte. Die Franken lagen vor der Burg und hatten eben einen Zuwachs durch Neuntausend Mann Sachsen erhalten, mit welchem kriegerischen Volke sie sich zur Unterjochung Thüringens vereinigten.

Auf diesem kritischen Punkte stand Hermanfrieds und Thüringens Schicksal, als Amalfried sich von seinen Wunden erholt hatte. Nur mit Mühe und Gewalt hielt ihn, ehe er noch völlig genesen war, Kunibret ab, zum Heere seines Vaters zu ziehen, mit ihm gegen die Feinde des Vaterlandes zu fechten. Aber jetzt, wo er Scheidingen belagert und seine Radegunde in Gefahr wußte, hielt ihn nichts mehr zurück.

Vergebens versuchte er mehrere Tage lang, mit List und Gewalt in die Burg zu gelangen; die erstere scheiterte an der Wachsamkeit der Belagerer, die letztere an ihrer

Uebermacht. In einem Hinterhalte verborgen, brachte er die Nächte zu, auf Mittel sinnend, die Wachsamkeit der Feinde zu täuschen, da schreckte ihn in einer schwarzen Nacht eine fürchterliche Flamme empor, die von Scheidingen her gräßlich den Horizont erhellte. Er schwang sich mit den Seinigen zu Rosse und eilte der Flamme entgegen; je näher er kam, je mehr überzeugte er sich, daß es Scheidingen sey, und fernes Waffengetöse ließ ihn nicht länger in Ungewißheit, daß die Belagerer, die finstere Nacht benutzend, einen nächtlichen Sturm gegen die Burg unternahmen. Leuchtende Pechkränze flogen durch die Finsterniß, und gräßliches Getös erfüllte die Luft. Amalfried mischte sich mit seiner kleinen Schaar mitten unter die Feinde, von ihnen in der Dunkelheit für einen der Ihrigen gehalten. Eben hatten die Sachsen das Thor der Burg erobert und gesprengt. An ihrer Spitze drang Amalfried in die Burg,

sammelte, indem er sich schnell Einigen der Anführer entdeckte, einen Theil der Besatzung und rief sie auf, nur so lange noch das offene Thor gegen die eindringenden Sachsen zu vertheidigen, bis er seinen Vater, ihren König, gerettet habe. Die tapfern Thüringer bildeten ein Bollwerk gegen den eindringenden Feind, und nur durch Uebermacht wurde endlich der kleine Ueberrest zum Weichen gebracht.

Im entferntesten Theile der bestürmten Burg harrte der unglückliche Hermanfried, umgeben von seiner Familie, seines Geschickes; seine Schwäche und Amalbergens Rathschläge verwünschend, die ihn in diese Lage gestürzt hatten. Bald in Verzweiflung, bald in Raserei, bald in verzagenden Jammer brach Amalberge aus, und in stummem Schmerz betete Radegunde um Rettung. Da stürzte Amalfried in das Gemach — welch ein Wiedersehen — in welch einem Augenblick! „Alles ist verloren,“ rief

er den Erschrockenen zu, „folgt mir, den Gott zu eurer Rettung sendet, oder ihr seyd Gefangene in wenigen Minuten.“ Aufgeschreckt durch diesen Zuruf, folgten ihm, beinahe ohne Bewußtseyn, die Unglücklichen. Rosse standen bereit, und umgeben von Amalfrieds Getreuen, gelangten sie zu dem Thore, wo eben der Sieg der Sachsen über den kleinen Ueberrest der tapfern Thüringer entschieden war. „Platz zum Durchzuge für diese Gefangenen, im Namen des Königs der Franken,“ rief Amalfried den Sachsen zu. Ueberrascht von der schnellen Anrede, wichen sie aus einander, und ungehindert zog Amalfrieds Schaar mitten durch sie aus der Burg. Durch einen Seitenweg entkamen sie im Dunkel glücklich aus dem Getümmel.

Erst jetzt freute sich Amalfried der Wiedervereinigung mit Radegunden, die hinter ihm, auf seinem Pferde, den Geliebten fest umschlungen hielt.

Die Eroberung Scheidingens war indessen vollendet, man suchte vergebens den König der Thüringer und seine Familie. Die List, durch die es ihnen gelungen war zu entfliehen, ward entdeckt. Die erzürnten Könige Theodorich und Klotar schickten nach allen Richtungen Reuter aus, die Flüchtlinge einzuholen. Ein solcher Trupp kam ihnen gegen Anbruch des Tages in den Weg. Die Thüringer bildeten einen dichten Kreis um ihren König und die Seinigen, und fochten wie Helden gegen die andringenden Franken. Schon wichen diese, und nur ein kleiner Trupp verfolgte noch die Thüringer, die fechtend ihren Weg fortsetzten. Da stürzte, von einem feindlichen Streiche getroffen, Amalfrieds Roß und warf ihn mit der bebenden Radegunde zu Boden. Im Getümmel, in der Eile der Flucht, hörten nicht die Thüringer sein Rufen, hülflos blieb er zurück, in wenigen Augenblicken von

Feinden umringt. Ehe er sich aufraffen und die Geliebte vertheidigen konnte, eilten die Franken mit der schönen Beute davon, und allein blieb der Unglückliche zurück. Gleich einem Rasenden lief er hinter ihnen her, allein immer weiter entfernte sich der Hufschlag der Pferde, der allein in der Finsterniß ihm die Spur der Fliehenden bezeichnet hatte. Ein leeres Pferd kam ihm entgegen, er erhaschte es, schwang sich in den Sattel und jagte dorthin, wohin man seine Radegunde geführt hatte. Aber immer öder, immer stiller, ward es um ihn her, denn Finsterniß und Eile hatten ihn vom rechten Wege entfernt; bei Anbruch des Tages sah er sich verirrt in unwegsamer Einöde, und alle Bemühungen, die verlorene Spur zu finden, waren vergebens.

Schon längst waren indessen die Franken mit ihrer schönen Gefangenen auf dem eroberten Scheidingen bei ihren Königen

angelangt. Auf beide Brüder wirkten Radegundens Reize gleich stark, jeder erklärte sie für seine Gefangene. Ein heftiger Streit entstand darüber unter ihnen, der nur dadurch beigelegt wurde, daß der Heerführer der Sachsen ihnen das Loos zur Entscheidung vorschlug. Sie nahmen es an, und es entschied für Klotar, den König der Franken.

Klotar war ein schöner Mann, in der Blüthe der Jahre, geübt im Umgange mit Weibern; allein ein Ausdruck von Rohheit und Härte in seinen Zügen, so wie in seinen Sitten, entzog ihm häufig die Gunst der Weiber, um die er sich immer so eifrig bewarb. Er konnte schnell und heftig lieben, aber auch eben so schnell vergessen und sich von der Geliebten trennen, wenn ihn sein Hang zur Veränderung anderswo hinzog. Sein Herz war eben jetzt frei, um so leichter bemächtigte sich Radegundens Liebenswürdigkeit desselben. In we-

nig Tagen schwur er ihr bei dem Heiligsten und Höchsten, noch nie so geliebt zu haben, und nie eine andere so lieben zu können. Radegundens Güte und Sanftmuth, der das Gefühl ihrer Abhängigkeit eine Beimischung von Unterwerfung gab, nährten seine Hoffnungen; er nahm dieß alles für mädchenhafte Schüchternheit, die gar bald von der Liebe würde besiegt werden, und setzte hoffnungsvoll seine Bewerbungen fort. Aber in Radegundens Herzen war Amalfrieds Bild zu tief eingegraben, um je daraus verdrängt werden zu können, und Klotars Bewerbungen, weit entfernt ihrer Eitelkeit zu schmeicheln, verbitterten ihr nur die Leiden der Gegenwart, und machten sie für die Zukunft zittern. Hülflos in der Gewalt des Besiegers ihres Vaterlandes, getrennt von Amalfried, dessen Schicksal ihr die Besorgniß der Liebe als das schrecklichste malte — was bedurfte es noch mehr, um Radegundens Lage schrecklich zu machen?

Klotar glaubte Radegundens Herz um so leichter zu gewinnen, wenn er sie baldigst aus einer Gegend und von Gegenständen entfernte, die sie immer lebhaft an das Verlorne erinnern und von ihm abwenden mußten, der dazu mitgewirkt hatte. Thüringens Eroberung war so gut als vollendet, denn vertrieben irrte König Hermanfried umher, alle seine Burgen waren in den Händen der Sieger.

Klotar hatte also erfüllt, was er seinem Bruder, dem Könige von Austrasien, gelobt hatte; er überließ es nun ihm, Thüringens Unterwerfung zu vollenden, und kehrte nach Frankreich zurück. Dort, entfernt von Gegenständen schmerzlicher Erinnerungen, im Lande der Galanterie, an einem üppigen, prachtvollen Hofe, hoffte er, Radegunden für seine Wünsche geneigter zu machen, die wahrscheinlich anfangs bloß flüchtigen Genuß zum Ziele hatten. Bald überzeugte er sich jedoch, daß er dieses

Ziel bei Radegunden nie erreichen werde, und gefesselt von ihrer Liebenswürdigkeit, wie noch keine der Schönen seines Hofes ihn gefesselt hatte, bot er ihr seine Hand und die Krone der Franken.

Aber nicht Thron, nicht Krone war es, wonach Radegundens leidendes Herz sich sehnte; Schleier und Kloster waren das Ziel ihrer Wünsche. Nur in geheiligter Stille hoffte sie Trost und Ruhe zu finden und ungestört dem Andenken ihrer Lieben zu leben. Amalfried war für sie verloren, aber noch erfüllte er nur allein ihr banges Herz, und sein Andenken blieb unvergänglich. Alle die Widerwärtigkeiten, welche sie in so kurzer Zeit und in so vollem Maaße erfahren hatte, wirkten mächtig auf ihr Gemüth. Indem sie dadurch bloß auf ihr Inneres beschränkt ward, fand sie bald nur in der Einsamkeit, im Umgange mit sich selbst, in der Zurückgezogenheit, Trost und Ruhe; drückend war ihr die Gesell-

schaft, wo niemand Sinn hatte für die Gefühle, von denen ihr Inneres bewegt ward, wo keine der Saiten anklang, mit deren Tönen sie so vertraut geworden war. Indem sie Trost suchte, da wo jeder ihn findet, der ihn dort sucht, in der Religion, führte sie die Stimmung ihres Gemüthes zu jener mystisch-schwärmerischen Frömmigkeit, die man in Klöstern Religion nannte, und ihr Umgang mit Nonnen und Geistlichen gab ihrem stillen Sehnen die bestimmte Richtung nach dem Schleier. Amalfrieds Bild verwebte sich in ihrer Phantasie mit den mystischen Bildern des Katholicismus, und diese drückten sich dadurch immer tiefer ihrem Gemüthe ein.

Klotar war jedoch nicht gemeint, die schöne Radegunde, ihrem Wunsche und Bitten gemäß, in den Zellen eines Klosters verblühen zu lassen. Er setzte eifrigst seine Bewerbungen fort, und Mönche, von ihm gewonnen, machten es der schwärmeri-

schen Radegunde zur Pflicht, den angebotenen Thron mit dem Könige zu theilen, um dadurch Gelegenheit zu haben, ihrem, dem fränkischen Scepter unterworfenen Vaterlande zu nützen. Dieser Ueberredungsgrund war ganz geeignet, auf Radegundens schönes Herz, auf die schwärmerische Stimmung ihres Gemüths zu wirken. Sie sahe nur in ihrer Verbindung mit Klotar ein Opfer für Vaterland, Verwandte, für Amalfried selbst. Vaterlandsliebe, Verwandtenliebe, ja selbst ihre Liebe für Amalfried, schienen dieses Opfer von ihr zu fordern. Großmüthig besiegte sie sich, und reichte dem wonnetrunkenen Klotar ihre Hand.

Kaum zur Königin der Franken erhoben, bewog sie ihren Gemahl, sich Hermanfrieds und seiner Familie anzunehmen. Klotar gelobte es, und erfüllte sein Versprechen, allein leider schon zu spät. Sein Bruder, der König von Austrasien, hatte durch eine schändliche That das Schicksal

des unglücklichen Hermanfrieds entschieden. Er hatte ihn unter glänzenden Versprechungen nach Zülgich (im Köllnischen) gelockt, und ihn dort, bei einem gemeinschaftlichen Spaziergange, von den Wällen hinabstürzen lassen. Amalberge floh für immer Thüringen, welches ihre Herrschsucht elend gemacht hatte, und suchte Schutz zu Ravenna, am Hofe ihres Bruders, des Königs der Ostgothen.

Amalfried war nach jener unglücklichen Nacht, in welcher ihm Radegunde geraubt ward, einige Tage umher geirret, immer in Gefahr, in die Hände der Franken zu fallen. Nach langem, vergeblichen Umherirren, erfuhr er endlich die schreckliche Gewißheit, daß Radegunde Klotars Gefangene, daß Klotar von ihren Reizen gefesselt und bereits mit ihr auf dem Wege nach Frankreich sey. Außer Stande, für jetzt dem mächtigen Nebenbuhler die Geliebte zu entreißen, beschloß er wenigstens alles zu ver-

suchen, um sich an dem Räuber seiner Braut und dem Unterjocher seines Vaterlandes zu rächen; sich die Geliebte und dem Vaterlande die Freiheit wieder zu erkämpfen. Er warb im Stillen die zerstreueten Schaaren seines Vaters wieder an, um welchen er bald ein ansehnliches Heer versammelte. Sein kühner Entwurf war nahe der Ausführung, da vernichtete Hermanfrieds gewaltsamer Tod alle seine Plane. Schrecken und Furcht verbreitete die Nachricht davon durch Thüringen, niemand wollte es mehr wagen, sich gegen das drückende Joch der gefürchteten Tyrannen zu empören.

Mit Unwillen und Verachtung verließ Amalfried das unterjochte Vaterland, das keinen Muth mehr hatte, das fremde Joch abzuwerfen. Er allein wollte nun vollbringen, wozu sich ihm die Gefährten versagten — Radegunden befreien, oder sich rächen an dem gekrönten Räuber.

Als Pilger verkleidet, durchwanderte er

ungehindert das große fränkische Reich und gelangte nach Poitiers, wo Klotar sein Hoflager hielt. Nie auf der ganzen Reise nannte er Radegundens Namen, und nie hörte er ihn nennen; in Poitiers zuerst hörte er den theuern Namen — aber mit einem Beisatze, der ihn mit Schrecken erfüllte — man nannte ihm Radegunde als Königin der Franken, Gemahlin Klotars. Starres Entsetzen ergriff ihn, die schönste Hoffnung seines Lebens war vernichtet, die schönste Ueberzeugung ihm geraubt, der Glaube an Radegundens Treue, an Radegundens ewige Liebe. In dumpfer Betäubung verlebte er einige Tage, dann beschloß er, sie wenigstens zu sehen, in ihren Zügen zu lesen, ob Zwang oder freie Wahl sie zur Gattin Klotars gemacht, ob sie glücklich sich fühle auf dem Throne des Unterjochers ihres Vaterlandes.

Man rühmte in Poitiers die Frömmigkeit der Königin, wie sie täglich die Kir-

che besuche. Amalfried ging nach dieser Kirche, niemand versagte dem Pilger den Eingang. Wenige Menschen waren in der Kirche, denn es war sehr früh, und bald entdeckte er an einem Altar die betende Königin. Er bedurfte seiner ganzen Fassung, um den Anblick zu ertragen, ohne sich zu verrathen; unbemerkt nahte er ihr. Welch' ein Bild des Kummers und des stillen Leidens stellte sich ihm dar! Es war nicht mehr die blühende Radegunde aus früherer glücklicher Zeit; ihr Schatten schien aus den Wohnungen des ewigen Friedens zurück gekehrt zu seyn. Er war unfähig, diesen Anblick länger zu ertragen. Er sah sie leidend, die Spuren des Kummers auf ihren Wangen; sie war unglücklich und sie war gerechtfertigt, jeder Zweifel an ihrer Liebe, an ihrer Treue war widerlegt. Eben wollte er, aller Gefahr vergessend, zu ihr hinstürzen, da erhob sie sich vom Gebet, ging an ihm vorüber, erkannte ihn und

sank mit einem Schrei zu Boden. Dieses weckte Amalfried aus seiner Betäubung; die ganze Größe der Gefahr für Beide stellte sich ihm dar; schnell benutzte er den Augenblick, wo Radegundens Frauen mit ihr beschäftigt waren, um unbemerkt sich zu entfernen.

Hildegarde, Radegundens treueste Dienerin, eine der Gefangenen aus Thüringen, hatte gleich ihrer Königin den Pilger erkannt, um dessen früheres Verhältniß zu Radegunden sie wußte. Sehr geschickt leitete sie die Aufmerksamkeit des übrigen Gefolges von dem Pilger ab, alles galt für bloße Anwandlung von Ohnmacht. Klotar war zu gutem Glück eben abwesend. Radegunde beschloß daher, als sie sich vom Schreck der Ueberraschung erholt, und bei ruhigem Gemüthe nachgedacht hatte, seine Abwesenheit zu benutzen, um Amalfried schleunigst zu entfernen. Hildegarde erhielt den Auftrag, ihn aufzusuchen, ihn von den Gründen zu

unterrichten, die Radegunden bewogen hatten, die Hand des Königs der Franken anzunehmen, und endlich ihn zu beschwören, als Beweis seiner Liebe, seiner fortdauernden Achtung für sie, sich schnell zu entfernen, sein Leben nicht länger in so gefahrvoller Lage zwecklos auf das Spiel zu setzen; vorzüglich aber jedem Plane zu entsagen, der sich nicht mit Radegundens dermaligen Pflichten vereinbaren ließe, welche ihr, obgleich nicht willig übernommen, dennoch aber heilig und unverletzlich wären.

Mit tiefem Schmerze und mit voller Bewunderung ihrer Seelengröße hörte Amalfried Radegundens Willen aus Hildegardens Munde. „Wohl denn,“ sprach er, als diese geendigt hatte, „ich will mich ihrer würdig zeigen, ich will ihr beweisen, wie unendlich ich sie liebe, indem ich befolge, was sie mir und durch sie die Tugend gebietet. Nur eine, die letzte Bitte gewähre sie mir noch; eine Unterredung, sey sie

auch noch so kurz. Von ihr selbst will ich es nochmals hören, und von ihrem Beispiel Stärke nehmen, es zu vollbringen."

Hildegarde gelobte ihm dazu behülflich zu seyn, wenn es die Königin gestatten würde. Radegunde gestattete es, besiegt von Hildegardens Ueberredung und von ihrem Herzen. Durch Hildegarde erfuhr sie erst jetzt Hermanfrieds trauriges Ende und Thüringens völlige Unterjochung, welches diese ebenfalls erst von Amalfried erfahren hatte.

Klotar hatte ihr alles dieses sorgfältig verborgen, und sie immer noch mit Hoffnungen hingehalten; ob aus Schonung für sie, oder für seinen Bruder, den König von Austrasien, dieses, und ob Klotar überhaupt Theil hatte an jener Gewaltthätigkeit, läßt die Geschichte unentschieden. In Radegundens Augen machte aber eben dieses sorgfältige Verschweigen ihren Gemahl zum Mitgenossen dieser That, und erfüllte ihr Herz mit Abscheu und Entsetzen

gegen ihn. Ohnedieß vernachlässigte Klotar, gesättigt an Radegundens, durch stillen Kummer früh verblühenden Reizen, und angezogen von einer andern üppigen Schönheit an seinem Hofe, schon seit einiger Zeit seine Gattin. Radegunde zweifelte daher nicht, daß er die Trennung von ihr sehr leicht ertragen würde, daß er sie vielleicht selbst wünsche, und ihr noch dankbar seyn werde, wenn sie den ersten Schritt dazu thäte. Das Kloster war schon längst das Ziel ihrer Wünsche, jetzt fand sie darinnen die einzige Zuflucht, das einzige Mittel, ein drückendes Band zu lösen. Sie zögerte nicht, dieses Mittel zu wählen.

In der Stille verließ sie den Pallast des Königs und begab sich in das Kloster zu Poitiers, welches sie in der Folge bereicherte und verschönerte. Am Altare legte sie den Königlichen Schmuck ab, und nahm dagegen das Klostergewand; nur eine einzige goldene Kette behielt sie, die sie als Mädchen

getragen hatte. Nach einem stillen Gebete ging sie an das Sprachgitter; hier fand sie Amalfried, den Hildegarde, ihrem Willen gemäß, hieher beschieden hatte. Mit Fassung trat sie ihm entgegen, der, alle Fassung verlierend, zu ihren Füßen niederstürzte.

„Ermanne Dich, Amalfried," sprach sie nach einem Schweigen einiger Minuten, „nicht muthloses Klagen ziemt uns, sondern Dulden voll Zuversicht besserer Zukunft jenseit des Lebens. Als Braut des Himmels sahest Du mich wieder, nicht als Gemahlin Klotars solltest Du mich zum letztenmale auf Erden sehen. Nur indem ich Gott mich widmete, konnte ich Bande trennen, die ich auf keine andere Art würde gelöst haben, so drückend sie mir auch waren. Dir konnte, Dir sollte ich hienieden nicht angehören, so wollte es die Macht, die unsere Schicksale lenkt. Laß uns dulden und tragen, wie es uns die Religion

lehrt, die wir bekennen, in Hoffnung des Lohnes in einer bessern Zukunft. Du gelobtest mir, alles zu thun, was ich um Deines Heils, um Deiner Ruhe willen von Dir verlangte; bist Du entschlossen, das Versprechen zu halten?"

„Ich bin es," sprach Amalfried gefaßt. „Durch Deinen Mund spricht hohe Tugend zu meinem Herzen. Du erhebst mich über alle Schwachheit durch Dein erhabenes Beispiel — und ich will Deiner würdig seyn. Belisars Ruhm erfüllt die Welt; zu ihm will ich eilen, unter Justinians Legionen will ich fechten und die ewige Ruhe suchen, die hienieden mich flieht. Laß uns scheiden, Radegunde, wie am Rande des Grabes, voll Hoffnung des Wiedersehens; laß mich dort die Geliebte wiederfinden, deren Bild mir auch dorthin folgen wird." —

„Ewig gehört mein Herz nur Dir," sprach Radegunde, „nie liebte ich Dich weniger, und nie wird Dein Bild in meinem Herzen

verlöschen. Diese Kette, die ich in glücklichen Tagen in Thüringen trug, sey das Zeichen unseres Bundes, und erinnere Dich stets an Radegunden, die Deiner nie vergißt.“

So schieden sie, um sich nie wieder zu sehen.

Noch in derselben Stunde trat Amalfried die Reise nach Konstantinopel an, und fand die ehrenvollste Aufnahme am Hofe des Kaisers Justinian. Klotar vergaß sehr leicht eine Gattin, an deren Reizen er sich gesättigt hatte, und deren sanftes, von stillem Kummer bewegtes Gemüth nicht für seine Gemüthsart paßte.

Amalfried focht ruhmvoll unter Belisar gegen die Gepider, und fand bald in einer Schlacht das gesuchte Ziel seiner Leiden, den Tod. Radegundens Name war sein letztes Wort, und seine letzte Handlung der Auftrag an seinen treuen Diener Siegebert, ihr seinen Scheidegruß und die Kette zu überbringen, die sie ihm in der Abschiedsstunde umgehangen hatte.

Der treue Diener vollbrachte den letzten Willen seines Herrn. Nach wenig Jahren beschloß auch Radegunde ihr, der Frömmigkeit und dem Andenken Amalfrieds geweihtes Leben, und folgte ihm dorthin, wo keine Trennung mehr ist.

Die Kirche nahm sie unter die Zahl der Heiligen auf, und in eben dem Kloster, wo sie einst in geheiligter Stille Trost und Ruhe fand, stiegen nun die Gebete frommer Seelen zu der Vollendeten empor.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Einsiedel, Alexander von

Feierstunden

Chemnitz 1810

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940702-3